STAATS-
MÜNCHE

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 168. Donnerstag, den 20. Juni 1833.

Das Nebelgespenst.

In einem Kaffehause von London hatte ich die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen an Schicksalen und abenteuerlichen Begebenheiten reiches Leben wohl beschrieben zu werden verdiente. Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an zu dem Fremden hingezogen: die Seeuniform und sein sonneverbranntes Gesicht ließen vermuthen, daß er unter fremden Himmelsstrichen gelebt hatte. Gewöhnlich speisten wir an demselben Tisch; allein selten kamen wir in ein gegenseitiges Gespräch. Ein zufälliger Umstand brachte uns mit einem Male näher. Eine Unpäßlichkeit hielt mich einige Zeit auf das Zimmer gebannt, und als ich das Kaffehaus wieder besuchte, fand ich meinen Freund auf seinem gewöhnlichen Platz. Er grüßte mich mit ungemein wohlwollendem Lächeln und sagte: „Sie waren lange nicht mehr hier, und ich fürchte, vielleicht krank; ihrem blassen Aussehen nach zu schließen, leiden Sie vielleicht noch?“ — Nachdem die Scheidewand der Zurückhaltung, die zwischen uns bestand, einmal beseitigt war, so wurden wir bald vertraut, und jemehr ich meinen neuen Freund kennen lernte, destomehr mußte ich die vorzüglichen Eigenschaften seines Kopfes und Herzens schätzen. Eines Tages lud er mich ein, mit ihm eine Wasserfahrt nach Greenwich zu machen, und wir hatten bald dieses herrliche Hospital, das mehr als zweitausend dienstuntauglich gewordenen Seemännern als Zufluchtsort dient, erreicht. Kaum hatten wir den Hof betreten, als ich bemerkte, daß die Augen meines Freundes unruhig nach Jemand umherblickten. Endlich eilte er hastigen Schrittes auf einen alten Matrosen mit schneeweißen Haaren und verwittertem Gesichte zu, der auf einer Bank saß und sich an der Sonne wärmte. In dem Augenblicke, wo der alte Mann den Kapitän erkannte, stand er auf und legte die Hand an seinen Hut. „Nun, mein alter Schiffskamerad, sagte der Kapitän, Du scheinst hier ruhig vor Anker zu liegen, und hast nach den Stürmen des Lebens in einem sichern und friedlichen Hafen beigelegt?“ „Dank sey meinem König und Ihnen, Sir,“ erwiederte der alte Mann mit vergnügtem Lächeln, während er sich wieder auf seiner Bank niederließ; „ich fahre noch so ziemlich mit gutem Wind, und hoffe noch einige Jahre in diesem ruhigen Hafen zu verleben. Heute vor fünf und zwanzig Jahren, fuhr er mit einem bedeutsamen Winke fort, dachten wir schwerlich, diesen Tag zu erleben, oder einen so sichern Port zu finden; und der Gedanke, daß ich noch mit so gutem Winde segle, und hier in diesem guten Hafen vor Anker liege, um auszuruhen von allen Sorgen und Mühseligkeiten, Sir, ist mehr als ich je erwartet hätte. Nehmen Sie es nicht übel, Sir, daß ich so gerade heraus spreche; aber daß ich Sie heute gerade wieder sehe, weckt in mir manche alte Erinnerung auf.“ — „Ja, ja, Tomkins, sagte der Kapitän, heute vor fünf und zwanzig Jahren war ein schrecklicher Tag, und ich hätte keinen Heller für unser beider Leben gegeben; doch Muth und Ausdauer werden mancher Gefahr Herr, wie auch das Gespenst erfuhr, das durchaus mit uns Brüderschaft machen wollte.“ Tomkins nickte zur Antwort bedeutungsvoll; und nachdem mein Freund mit dem alten Seemann einige Worte leise gesprochen hatte, drückte er ihm einiges Geld in die Hand, und wir entfernten uns.

Auf dem Rückwege erzählte mir mein Freund, daß Tomkins viele Jahre stets wacker und treu unter ihm gedient, und daß er ihm sein Leben zu verdanken habe. Diese Erzählung erregte in mir den Wunsch, mehr von seiner Geschichte zu hören, und ich bat meinen Freund um nähere Mittheilungen darüber. „Es ist allerdings eine wunderbare Geschichte, von der ich nie gesprochen habe, erwiederte der Kapitän mit einem nachdenklichen Blick; allein Ihnen, mein junger Freund, will ich vertrauen, was nie über meine Lippen kam.“

„Es sind jetzt fünf und zwanzig Jahre her, daß ich als Lieutenant am Bord der Minerva diente. Unser Schiff sollte einigen Handelsschiffen, die nach Canton unter Segel waren, das Geleit geben, und es war unsere Absicht, sobald sie dort ihre Ladung eingenommen, mit ihnen auf demselben Wege zurückzukehren. Die Jahreszeit war schon etwas vorgerückt, und wir durften uns auf viele Gefahren gefaßt machen. Der Kapitän der Minerva war von einem finstern und entschlossenen Charakter, und so starrsinnig, daß er nie von Jemand einen Rath annahm. Geiz war dabei seine herrschende Leidenschaft, und das Schiffsvolk hatte daher oft große Entbehrungen zu dulden, da er sich nie für eine Reise mit hinlänglichen Lebensmitteln versah, in dem Vertrauen, wenn sie ihm ausgingen, von den Handelsschiffen den nöthigen Bedarf erhalten zu können, ohne daß er bedachte, in welche furchtbare Lage wir

Digitized by Google

gerathen konnten, wenn ein Zufall uns von ihnen trennte. Als wir vor Java vor Anker lagen, hielt ich es für meine Pflicht, den Kapitän vor der Möglichkeit dieses Unglückes zu warnen; allein er antwortete, ich hätte mich nicht in Sachen zu mischen, die mich nichts angingen und durchaus jede anmaßliche Vorstellung dieser Art zu unterlassen, wenn ich nicht der gebührenden Strafe verfallen wolle. Ich schwieg also, und obgleich wir die fruchtbare Küste von Java vor Augen hatten, so wagte doch Niemand, sich der Insel zu nähern. Endlich gingen wir wieder unter Segel, und schlugen die gefahrvollen Straßen zwischen Sumatra und Malacca ein. Hier war es aber auch, wo unser Kapitän seinen Muth und seine Geschicklichkeit im vortheilhaftesten Lichte zeigte. Mit der größten Gewandtheit führte er uns durch die zahlreichen Felsen und Sandbänke, von denen wir umgeben waren, während die Handelsschiffe unserm Laufe folgten. Glücklich hatten wir den gefährlichen Sund zurückgelegt, aber kaum die hohe See erreicht, als ein furchtbarer Sturm ausbrach, der die ganze Nacht hindurch wüthete. Unser Schiff, obgleich gut und stark gebaut, erlitt dennoch einige Beschädigungen, die jedoch glücklicher Weise von keiner Bedeutung waren. Aber wer beschreibt unsern Schrecken, als wir bei Tagesanbruch fanden, daß alle Handelsschiffe verschwunden waren? Nicht Ein Segel war zu sehen. Zum Erstenmale sah man den Kapitän beunruhigt und verlegen. Jedermann an Bord wußte, daß der Kutter nur noch für einige Tage Lebensmittel vorräthig hatte; das Unglück, das ich vorausgesehen, war eingetroffen, und einstimmig verlangte die Schiffsmannschaft, umzukehren und im ersten Hafen Lebensmittel einzunehmen. Eine solche Anforderung brachte den Kapitän wieder zu sich selbst. Eine düstere Wolke lagerte sich auf seinem Gesicht, und mit einer Donnerstimme schrie er: „Still! — Jedermann still und kein Wort mehr! — Den Ersten, der noch zu murren wagt, lasse ich an der nächsten besten Segelstange aufknüpfen. Ich kenne meine Pflicht; ich habe hier zu befehlen, und meinem Befehle muß gehorcht werden, und sollte darüber Alles zu Grunde gehen.“ Niemand hatte den Muth, zu antworten, und ich selbst konnte mich über eine so kühne Sprache nur verwundern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung der Bergfeste Bonifazio.

(Schluß.)

Es nahte der Tag der Uebergabe, und die Botschafter des Königs erschienen in der Stadt. Die Aeltesten erbaten sich nur eine Nacht Bedenkzeit. Sollte bis zum nächsten Morgen keine Rettung sich zeigen, so seyen sie bereit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Diese Bekanntmachung versetzte die Bonifazier in die tiefste Trauer. Ueberdieß war ihnen von den Insulanern, die sich im Lager des Königs befanden, der Rath ertheilt worden, sich nicht zu ergeben; denn das Loos sey bereits über die Stadt und ihre Güter geworfen. Alfons habe beschlossen, sie sämmtlich nach Catalonien zu schleppen und wolle die verlassene Stätte mit seinen Kriegern bevölkern. In dieser Noth versammelte der Senat das ganze Volk; jeder solle über das Heil des Staates berathschlagen. Da begann vor Allen Wilhelm Bobia, der selbst dem Senat angehörte, die Menge zur Ausdauer zu ermuntern. Nie seyen dem Feinde, sagte er, die Schlüssel zu übergeben! Wenn man die Freiheit bereits verloren hätte, würde nicht Jeder trachten, sie auf's Neue zu erobern, und jetzt, da sie sich noch im Besitz derselben befänden, wollten sie ihr freiwillig entsagen? Er beschwor hierauf den Schatten des Grafen Bonifazio, des Erbauers der Stadt, der die mauritischen Seeräuber viermal überwunden habe. Dieser blicke vom Himmel auf sie herunter. Nicht am Beistande Genua's sollten sie verzweifeln. Furchtbare Stürme, wie Jeder sähe, erregten das Meer; aber der nächste günstige Windstoß würde die ersehnten Schiffe herbeiführen. Ihre Knaben zwar seyen in den Händen der Feinde; aber besser sey es, die Kinder zu verlieren, als die ganze Stadt dem Untergang preiszugeben. Da zollte die ganze Versammlung dem Redner ihren Beifall, seinen Vorschlag als das einzige Heil betrachtend. Alle Glocken wurden geläutet, ein Freudengeschrei erhob sich und man rief von den Mauern herab, daß die gehoffte Hülfe erschienen sey. Dies wurde den Boten des Königs berichtet, die den andern Morgen die Uebergabe zu heischen kamen. Auch die [illegible] kleideten sich in Harnische und dreimal zog die ganze [illegible], an der Spitze die Fahnenträger, auf der Ma[illegible] Feinden zugekehrt war, auf und nieder, [illegible] ihre Anzahl zu täuschen. Haben [illegible] Alfons, um in die von allen [illegible] einzuschleichen? Da begann [illegible]

Vier Tage nach [illegible] die genuesischen Schiffe, [illegible] vor Weihnachten, von [illegible] lassen hatten. Die Bonifazier [illegible] Angelo Bobia mit einigen [illegible] bei Nacht nach den Schiffen [illegible] erstaunten über das leichenartige [illegible] Aber vier von den genuesischen [illegible] ten, nur Lebensmittel ihnen darzureichen, unmöglich sey es, gegen die unzähligen [illegible] nigs einen Kampf zu bestehen, unmöglich, [illegible] ten geschlossenen Hafen einzudringen. Als [illegible] klärung vernahm, legte er vor Erstaunen den [illegible] an den Mund und sagte nach einer Pause: [illegible] es, zu wagen, wir selbst werden Euch von der See [illegible] Hülfe leisten. Alle unsere Hoffnungen waren auf [illegible] und Euch gerichtet! Die Schiffsführer jedoch beharrten auf ihrer Weigerung. Verzweiflung ergriff bei dieser Nachricht die belagerte Stadt. Die Frauen lagen auf ihren Knien in den Tempeln und flehten den Himmel an, sie zu retten, den Genuesern Tapferkeit einzuflößen.

Doch nicht alle Genuesen dachten, wie jene vier. Der Befehlshaber der Flotte, Giovanni Fregoso, des Dogen Bruder, ein zwanzigjähriger Jüngling, war vom Geiste seiner Ahnen beseelt. Eben so Raphael Negro, der Hauptmann des zweiten Schiffs, das seiner Größe wegen der schwarze Berg hieß. Vor Allem beschämte Jakob Bonifa, wiewohl plebejischer Abkunft, die Zaghaften, und in feuriger Rede forderte er zu den Waffen auf. Der Himmel schien sein Vorhaben zu begünstigen; denn am nächsten Morgen erhob sich ein heftiger und den Aragonesen ungün-

Digitized by Google

stiger Wind. Alle Segel aufgespannt flog das Schiff des Bonifaz voran, mit eisenbeschlagenem Vordertheil zersprengte es die Kette des Hafens gewaltsam; die beiden andern folgten ihm. Gedrängt zwischen die Schiffe des Königs, entspann sich ein blutiges, siebenstündiges Gefecht. So viel waren der Geschosse, daß sie die Luft verfinsterten. Mit Wurfzeugen, mit Pfeilen, ja mit dem Schwerte wurde gekämpft. Fast erlag der schwarze Berg den catalanischen Bombarden; doch mit dem Anker hielt er sich an das Schiff des Bonifaz fest. Ein genuesischer Taucher, Namens Andreas, stahl sich unter dem Wasser zu den feindlichen Schiffen und schnitt ihnen mittels eines scharfen Messers die Taue ab, mit denen sie an den Strand befestigt waren, so daß sie plötzlich in ein heftiges Schwanken geriethen. Dieser Umstand, als etwas Unerklärliches, brachte eine große Bestürzung hervor.

Ungeheure Steine wälzten indeß die Belagerten auf die arragonischen Fahrzeuge. Viele aus der Stadt ließen sich zu den Genuesern herab, da die Bonifazier im Seekrieg für besonders erfahren galten. Flüssiger Kalk und aufgelöste Seife wurden auf die feindlichen Verdecke ausgeschüttet. [illegible] dem Schritte glitten die Catalonier in's Meer [illegible] eine Erschöpfung trennte zuletzt den Kampf [illegible] die Genuesen den Hafen und auch die [illegible] Schiffe drangen hinein. Reichlich [illegible] mit Lebensmitteln und Vorrath a[illegible] e Tage blieben die Genueser im [illegible] geretteten überhäuft. Am fünften [illegible] ge Wind zur Abfahrt benutzt wer[illegible] Catalanen eine dichte Schlachtordnung [illegible] der ganzen Breite des Hafens auf, [illegible] n, wie in einem Netze, zu fangen. [illegible] en alten, in Bonifazio vorgefundenen [illegible] r benutzt, mit brennbaren Stoffen an[illegible] es Boot folgte ihm. Als sie sich nun [illegible] n, warfen die Matrosen Feuer in den [illegible] angen in's Boot zurück. Mächtige Flammen [illegible] Seiten stoben die Schiffe des Königs aus[illegible] Erschrecken noch mehr zu betäuben, erhoser, bisher in Todtenstille verharrend, ein un[illegible] schrei, und es antworteten die Bonifazier, den [illegible] en Rettern, den Befreiern eine glückliche Fahrt [illegible] Felsen herunterwünschend, mit unermeßlichem [illegible] Frei zogen die Schiffe der Republik von dannen. Ruhm beladen langten sie in Genua an.

Während dieser Zeit hatte auch Calvi sich befreit. Die Uebergabe des Königs hatte Geißeln verlangt, die Calvenser sich Bedenkzeit ausgebeten. Als am andern Morgen das Hochamt in der Johanniskirche gehalten wurde, begaben sich dorthin die Jünglinge, die über den Panzer Weiberkleider geworfen hatten. Nach vollendeter Messe erklärte der Magistrat, daß keine Geißeln gegeben würden. Die Catalanen begannen den Kampf mit den Eingebornen; aber plötzlich stürzten die Jünglinge aus der Kirche heraus, die Schwerter unter den Röcken hervorzuziehend. Die ganze Besatzung bis auf Einen wurde getödtet.

Als der König, der die Hoffnung, Bonifazio zu bezwingen, aufgegeben, diese Nachricht erfuhr, und auch der Westseite der Insel nicht mehr vertrauen durfte, steuerte er im Januar 1421 mit seiner Flotte gegen Neapel zu, nachdenklich über die Freiheitsliebe Italiens, die der catalonischen wenig nachgab. Die Ketten des Hafens von Bonifazio aber wurden als Triumphzeichen in Genua aufgehängt.

Anekdoten.

Unter vielen andern interessanten und witzigen Anekdoten enthält das eben erschienene zweite Heftlein der „Minuten der Erholung", die wir unseren Lesern freundlich empfohlen haben wollen, auch nachstehende: Ein Franzose, den Geschäfte nach Hamburg geführt hatten, geht eines Nachmittags ziemlich spät durch die Dammthorstraße und sagt zu einem der dort haltenden Miethkutscher: „Monsieur, Sie soll mit fahren!" Mit diesen Worten sitzt er auch schon in der Chaise. Der Kutscher steigt auf den Bock und fragt: „Wohin?" Antwort: „Fahr Sie nur su in der Stadt." Jetzt geht's Straß' auf, Straß' ab, Gänsemarkt, Jungfernsteig, Zuchthausstraße, Pferdemarkt, breite Straße, Schweinemarkt, Steinstraße, Speersort, Domplatz, Hüxter, Brauerstraße, alter und neuer Wandrahm, Börse, Bohnenstraße, Burstah, neue Wall waren passirt. Am Jungfernsteig hält der Fuhrmann still und sieht sich um. „Fahr sik nur su, nur immer su!" ruft's aus dem Wagen. Der Kutscher denkt, der Herr will die Neustadt auch betrachten und fährt wieder frisch vorwärts. Valentinskamp, Hütten, Zeughausmarkt, neuer Steinweg, Marienstraße, Kohlhöfen, großer Neumarkt, Schlachterstraße, Mühlenstraße, Böhmkenstraße, Schaarmarkt, Brauerknechtgraben, Herrengraben, düstern Straße, Fuhlentwiete, hohe Bleichen, A-B-C-Straße, Gänsemarkt — hier hielt der Kutscher an; sogleich rief der Passagier: „Fahr sie doch su!" Der Fuhrmann protestirt und sagt, es würde nun bald Abend, er müsse jetzt nach dem Stalle. Aengstlich spricht der Franzose: „Mon ami, bet' Sie ein Vater Unser für mick, ick bitte!" Dem Kutscher wird fast bange; der Fremde wird dringender: „Bet' Sie, je vous prie, ein Vater Unser für mick, ick geb' Sie swei Mark!" Dies Argument half. Der Kutscher betete langsam und deutlich Wort für Wort. So wie die Stelle kam: und die Kraft und die Herrlichkeit, schrie der Franzos überlaut: „Riktik! Errlikei! Errlikeit! Fahr Sie keswind dahin!!" (Auswärtige, die mit Hamburgs Straßen nicht bekannt sind, müssen wissen, daß die Herrlichkeit zu den nichts weniger als herrlichen Straßen gehört, weßhalb sie auch der Kutscher auf seiner Fahrt nicht mitgenommen hatte und der Fremde das Haus, wohin er wollte, natürlich nicht erkennen konnte. Sie soll, nach v. Heß, ihren Namen von den früher hier gelegenen, den Herren des Raths angehörenden Gärten herleiten.)

Als der berühmte Parlamentsredner Sheridan noch auf Schulen war, sah er einst einen Mann vorüberreiten, der ein auffallend langes Angesicht hatte. Sheridan machte einen seiner Mitschüler mit der Aeußerung darauf aufmerksam: „Dieses Mannes Gesicht ist länger, als sein Leben!" Der Fremde hörte es und das Sonderbare des Vergleiches bewog ihn, stille zu halten und sich eine nähere Erklärung auszubitten. Der junge Sheridan entschul-

Digitized by Google

digte sich, daß er so laut geredet habe, übrigens könne er die Wahrheit aus der Bibel beweisen. Dort heiße es nämlich: das menschliche Leben sey nur eine Spanne lang, nun aber wolle er seinen Hut verlieren, wenn des Herrn Gesicht nicht länger sey.

Ein erfahrener Schullehrer erzählte nachstehende Anekdote, deren Held wegen seiner Geistesgegenwart Lob verdiente: Eines Tages nämlich, als es glatteisete, kam ein Schüler sehr spät in die Schule und antwortete, als er um die Ursache davon gefragt wurde: „Weil ich stets zwei Schritte rückwärts rutschte, wenn ich einen Schritt vorwärts that." — „„Aber,"" sagte der Lehrer weiter, „„so hättest Du auf diese Weise ja gar nicht hierher kommen können."" — „Ich kehrte mich um und rutschte hierherwärts, während ich nach Hause zu ging."

Die jetzige Erfindungssucht zu bespötteln, bemerkt eine französische Zeitschrift: man habe einen Spazierstock erfunden, der von selber gehe und gar keines Menschen bedürfe, um sich seine tägliche Bewegung zu machen.

Ein galanter Postpassagier beklagte eine dem Eilwagen entsteigende Dame der ausgestandenen Hitze wegen und fing an, sehr gelehrt von den Wärmegraden nach Fahrenheit zu sprechen. — „Ja," versetzte die Frau, „Sie haben Recht, das Fahren heut' war sehr beschwerlich."

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tags.

Einem offiziellen Berichte aus Riga zufolge, ist ein Bauer im Dörptschen Kreise, der von einem tollen Wolf gebissen, im Klinikum zu Dorpat aber geheilt worden war, auf dem Heimwege bei Erblickung einer Wolfsspur in die Wasserscheu verfallen und daran gestorben.

Als Beweis von der Schaulust der Berliner wird erzählt, daß der Besitzer des abgebrannten Elysiums an einem einzigen Tage 700 Thaler an Entréegeld (4 Gr. die Person) für die Besichtigung der Stelle, wo es gebrannt, eingenommen habe.

Bemerkungen über die beabsichtigte hiesige Gewerbsausstellung.

(Schluß.)

Ein Freund des Handwerkstandes hat in Nummer 154 dieser Blätter u. A. gesagt: daß das Abnehmen unseres früheren bürgerlichen Wohlbefindens allen Klassen so fühlbar sey u. s. w.; — von anderer Seite wird behauptet: Frankfurt sey jetzt viel reicher, als vor etwa hundert Jahren; — aber, so anscheinend einander entgegengesetzt, können doch beide Behauptungen wahr seyn. — Man braucht nicht Mathematiker zu seyn, um beweisen zu können, daß, während ein gegebenes Stück Feld im Ganzen mehr Zeit enthalten und doch nur unbrauchbares Unkraut hervorbringen kann, während ein gleich großes und, obgleich weniger gedüngtes, mit den üppigsten Früchten prangt. — Auf den guten Rath des schon erwähnten Freundes des Handwerkstandes in Nummer 154 d. B., daß nämlich doch bald der richtige Sinn unserer Mitbürger darauf verfallen solle, sein Augenmerk auf die einheimischen Produzenten zu richten, denn die Industrie-Kriegführende Parthei scheint keine Friedensvorschläge von oben annehmen zu wollen, — auf diesen guten Rath hin möge denn hier folgendes, hoffentlich ein befriedigerendes Resultat ergebende, Project zur Beurtheilung den verständigen Frankfurter Handwerkern und ihren aufrichtigen Freunden anheim gegeben werden:

Da man heut zu Tage nicht mehr gewöhnt ist, manche Gegenstände des Bedürfnisses oder des Luxus — die oft sehr verschieden zusammengesetzt sind — hie und da in mehreren Werkstätten, zum Theil in engen düstern Straßen, bei den verschiedenen Handwerkern aufzusuchen und zu erhandeln, sondern, nach dem Beispiele anderer großen Städte, das Alles ganz bequem, größtentheils in hellen, freundlichen und geräumigen Läden und in breiten, lebhaften Straßen, nach einer in der Zeit gebildeten Ordnung vereinigt, als z. B. unter den Benennungen: „Kurze Waaren" — „Lange Waaren" — „Hut-Niederlage" — „Meubel-Niederlage" ꝛc. zu finden erwartet, — so scheinen die hiesigen Handwerker (so weit das hier Angeregte Beziehung auf viele derselben haben kann) sich dieser durch die Zeit gebotenen Veränderung fügen zu müssen; denn schwerlich bringen sie, durch standhaftes Festhalten ihrer Gewerbserzeugnisse, vertheilt und in engen, düstern Straßen und kleinen Läden, die Zeit wieder rückwärts. — Um nur ein Beispiel anzuführen: Die betreffenden hiesigen Handwerker hätten — was den Artikel „kurze Waaren" betrifft, da ihnen genug bekannt seyn wird, wie vielerlei Gegenstände man jetzt unter dieser Benennung begreift — mit einander sich zu verständigen, ein[illegible] geräumige Läden in breiten, gangbaren Straßen zu miethen, herzustellen, dabei denen Gewerbserzeugnisse daselbst zum Verkauf [illegible] aber hätten sie in jedem dieser Läden einen des Geschäfts kundigen tüchtigen Mann, nöthigenfalls mit einem oder mehreren Gehülfen, anzustellen, der die Kauflustigen so zu behandeln [illegible] Gegenstände, so die Zeit erfordert und in Ansehung der verkauften [illegible] des Lagers, wie der Geldeinnahme dafür und der Vollständigkeit [illegible] Ordnung halten würde. — Eine solchergestalt täglich wiederholte Gelegenheit, „sein Augenmerk auf einheimische Produzenten zu richten", möchte, im Vergleich mit einer [illegible] Gewerbsausstellung, doch wohl in Erwägung zu [illegible] Freilich würde auch durch die beharrlichste Ausführung des hier angeregten Projectes auf Seiten der hiesigen Handwerker nur wenig erlangt werden, wenn, um dem Industriekrieg bei uns ein Ende zu machen, nicht der schon erwähnte „richtige Sinn unserer Mitbürger" dabei vorausgesetzt werden dürfte. — Jedem der drei Erwerbstände das Seine! Dem Handelsstand der Handel mit unverarbeiteten Waaren, im Großen und im Kleinen, mit verarbeiteten Waaren aber nur im Großen. — Bei uns, wo man seit Jahrhunderten schon gewerbfleißig war, müssen alle Versuche zur Beschönigung des mehrerwähnten Industriekriegs schweigen, — denn wir haben unbeschäftigte, noch nicht ganz ungeübte Hände genug, bis zum ungerechten Vorwurfe wenn eben diese Hände mit etwas Anderem, als der — fehlenden — Arbeit sich beschäftigen.

Im Juni 1833.

— h —.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 20. Juni. Die Quälgeister, Lustspiel in fünf Abtheilungen, nach dem Englischen, von Beck.

Zweite Gastrolle: Isabelle, Madame Haizinger-Neumann, Vom großherzoglichen Hoftheater zu Carlsruh.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 170. Samstag, den 22. Juni 1833.

Das Nebelgespenst.

(Fortsetzung.)

„Mangel an Nahrung und die Anstrengung des Wachens auf dem Verdecke hatten mich so erschöpft, daß ich bald in tiefen Schlaf versank. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein furchtbares Getümmel auf dem Verdeck aufgeweckt; — ich hörte ein wildes Geschrei, Schwertgeklirr und Pistolenschüsse. Ich stürzte nach der Thür und fand zu meiner höchsten Bestürzung, daß sie verschlossen war. Es ist Meuterei, war mein erster Gedanke. Ich rief den Hochbootsmann, den Steuermann, den alten Tomkins, Niemand gab mir eine Antwort. Ich lief ans Kajütenfenster und horchte: der Tumult schien auf der Fallreepstreppe zu seyn. Ich schoß mein Pistol ab, allein Niemand schien sich um mich zu kümmern. Es dauerte nahe an eine Stunde, bevor das Getümmel sich legte. Da hörte ich den Hochbootsmann rufen: „Ergebt euch, Schurken, oder so wahr Gott lebt, ihr Teufelsbrut, ich schieße in die Pulverkammer und sprenge uns insgesammt in die Luft." Diese Drohung schien zu wirken, denn gleich darauf hörte ich den Bootsmann sagen: „Ha, so recht, mein alter Junge, und nun will ich euch binden, daß euch das Blut aus den Fingernägeln spritzen soll. Und nun, Tomkins, fügte er hinzu, kannst Du gehen und den Lieutenant loslassen, den sie eingesperrt haben."

„Einige Augenblicke danach flog die Kajütenthüre auf und der alte Tomkins trat herein; er meldete mir, daß die Schiffsmannschaft die Vorrathskammer erbrochen, und Alles, was sich noch dort fand, weggenommen habe; Einige von ihnen hätten sich dann verabredet, die Kajütenthür zu versprengen und das Schiff seinem Schicksale zu überlassen. Die geplünderten Lebensmittel hatten sie auf das Verdeck gebracht, wo sie es jedoch ganz Anders fanden, als sie erwartet hatten. Ein Theil der Schiffsmannschaft, der an dieser Meuterei nicht Theil nehmen wollte, griff sie an, und ein hartnäckiger Kampf erfolgte. In der Zwischenzeit hatte einige von den Aufrührern unvermerkt die Lebensmittel in das Boot geschafft, das sie in das Meer hinabließen und besetzten, worauf ihnen auch diejenigen von ihren Kameraden folgten, denen es noch gelang, sich durch die treu gebliebene Schiffsmannschaft einen Weg zu bahnen. Alle waren so entkommen, bis auf vier der Meuterer, die vor der Kajütenthüre als Wache aufgestellt waren. Ich ließ sogleich Lichter aushängen und den feigen Schurken einige Schüsse nachfeuern, die sie unglücklicher Weise verfehlten, worauf sie bald nachher in der Dunkelheit verschwanden. Auf der Fallreepstreppe fanden wir einige Todte und schwer Verwundete; jene versenkten wir ins Meer, diese verbanden wir. Unsere Lage war jetzt wirklich beklagenswerth geworden.

„Als ich mit Tagesanbruch kummervoll auf dem Verdeck stand und in die von keinem Lüftchen bewegte See hinausstarrte, näherte sich mir der alte Tomkins wieder und sagte: „Nun, Sir, Sie lachten gestern, als ich sagte, das Nebelgespenst werde der Minerva einen Besuch machen; allein ich sollte denken, Sie werden jetzt den alten Matrosen Tomkins nicht mehr für einen Mann halten, der den Kopf von Altenweibermährchen voll hat." — In der That sah ich abermals Etwas unbeweglich am Steuerruder stehen, das wie ein großer starker Mann aussah. Ohne Tomkins eine Antwort zu geben, schritt ich rasch auf die sonderbare Erscheinung zu, je mehr ich aber mich ihr näherte, desto undeutlicher und nebelhafter wurde sie. Als ich die Stelle erreichte, wo das Phantom gestanden, war es verschwunden; sobald ich mich aber entfernte, erschien es wieder, und nahm die Gestalt eines alten Matrosen in gebückter Stellung an. „Sehen Sie, Lieutenant," sagte Tomkins, das Gespenst weiß sich einer guten Beute für den Abend gewiß, weil es so deutlich zu sehen ist. Es wird nun den Befehl im Schiffe übernehmen, und Dieß vielleicht auf viele Tage hinaus." — Ich wußte nicht, was ich von der Sache denken sollte, da ich aber in die Kajüte hinabgerufen wurde, wo zwei Matrosen auf dem Tod verwundet lagen, so schärfte ich Tomkins ein, Niemand Etwas davon zu sagen, da sonst Keiner von der Schiffsmannschaft mehr ans Steuerruder zu bringen seyn würde. Ich fand beide Verwundete in den letzten Zügen. An demselben Tage starben noch vier Matrosen, und um Mitternacht befanden sich nur noch zwölf Mann am Bord der Minerva.

„Als wir die letzte Leiche ins Meer hinabsenkten, warf ich einen Blick nach dem Steuerruder, das Gespenst war nicht zu sehen. Tomkins, der mir zur Seite stand, flüsterte mir zu, es würde Abends wieder erscheinen und noch deutlicher als bisher zu sehen seyn. Als wir den Todten

Digitized by Google

die letzte Ehre erwiesen und meine unglücklichen Leute das Verdeck geräumt hatten, um gegen die erstickende Schwüle Schutz zu suchen, blieb ich, in die traurigsten Gedanken über unsere Lage versunken, noch zurück; nicht der leiseste Hauch der Luft kühlte die glühende Hitze, kein Stern flimmerte weit und breit am Himmelsgewölbe. Unser Schiff schwankte von einer Seite auf die andere, das Steuerruder hatte alle Gewalt über dasselbe verloren. Ich vertheilte, was noch an Lebensmitteln übrig war, und behielt für mich selbst Nichts. Tomkins war von Allen noch am rüstigsten und unverdrossensten geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mystifikation aus früherer Zeit.

Auf den Blättern der Geschichte steht manche Mystifikation geschrieben, oft mit grausenhaften Zügen, oft mit komischem Kiel. Gar Mancher hat ja ein König- und Kaiserröllchen spielen wollen oder einige Zeit mit mehr oder weniger Geschick gespielt, bis ihm die Wahrheit des Trugs fratzenhafte Larve abriß und sie der enttäuschten Welt gezeigt. Wir wollen hier nicht daran erinnern, wie oft schon zufällig verwickelte Verhältnisse eines Regentenhauses kühne Abentheurer reizten, sie sich zu Nutz zu machen und die Rolle eines Gestorbenen oder Verschwundenen zu spielen oder eine ihrer Kreaturen sie spielen zu lassen; nur von einem Weibe wollen wir erzählen, dem es lange Zeit gelang, eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, bis der Schleier der Täuschung sank.

Des entsetzlichen Heinrichs VIII. Gemahlin, Anna, die Verstoßene, war gestorben. Ganz England trauerte mit tiefem Schmerze um die schöne, edle Königin; aber merkwürdig war es, daß sich eine seltsame Sage bald nach dem Tode Anna's verbreitete, die nämlich, sie sey nicht todt; nur ein Wachsbild habe man in den Grüften Westmünsters beigesetzt, Anna sey, müde des empörenden Anblicks der rohesten und wildesten Ausschweifungen des Königs, nach dem Continent entflohen. So wenig Grund man auch für diese Sage hatte, so verbreitete sie sich doch selbst in Deutschland. Indessen ging es mit ihr, wie mit den vielen, die der Tag gebiert, sie erstarb bald, da sich nirgends eine Spur Anna's entdecken ließ.

Um das Jahr 1557 herrschten in den gothaischen Landen die Söhne des Churfürsten Johann Friedrich. Da gelangte ein seltsam Gerüchte zu ihren Ohren. Es sollte nämlich im Herbste des genannten Jahres urplötzlich in Thüringen eine Dame erschienen seyn, die eben so sehr durch die engelgleiche Anmuth ihrer Gestalt, als durch die königliche Hoheit ihres Wesens, die räthselhafte Zurückgezogenheit ihres Lebens, den Aufwand ihres gleichwohl einfachen Hofhalts, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben sollte. Vielfache Gerüchte durchkreuzten sich am Hofe zu Gotha.

Leute, die sie gesehen, wußten nicht Worte zu finden, ihre Schönheit, ihre holdselige Rede, ihre erhabene Würde zu schildern. Man erzählte den herzoglichen Brüdern, sie kleide sich schwarz, wie eine sittsame Wittwe. Ein langer schwarzer Schleier umwalle die königliche Gestalt. Obgleich keine Verschwendung in ihrem Anzuge zu erkennen sey, so deute doch der kostbare Stoff, der eigenthümlich fremdartige Schnitt auf einen Rang, der nicht in der Sphäre des niedern Adels zu suchen sey. Deutlich zeige das Antlitz Spuren eines am Herzen nagenden Grams, der ihm indessen neuen Reiz gewähre und nur selten gleite, wie ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken, ein Strahl von Heiterkeit über die schönen Züge. Der tiefsinnige Ausdruck des geistvollen Auges kontrastire indessen Alles.

Reichte schon diese Beschreibung hin, das lebhafteste Interesse an dieser seltsamen Erscheinung den Fürsten einzuflößen, so vollendeten andere Erzählungen aus dem Munde von Männern, an deren Wahrheitsliebe nicht einen Augenblick zu zweifeln war, die große Vorstellung.

Es hieß, eine zahlreiche Dienerschaft umgebe die Fremde und diese Diener selbst beobachteten eine strenge Abstufung des Ranges unter sich, ihr Benehmen trage den Stempel eines würdevollen Ernstes und einer gewissen nobeln Einfachheit; gegen die liebreizende Gebieterin aber beobachteten sie eine Ehrerbietung und Unterthänigkeit, wie man sie nur einer Dame erweist, die eines Thrones theilhaftig, über die Geschicke von Millionen gebietet. In dem Haushalte selbst herrschte eine gewisse Grandezza ohne Steifheit, eine gewisse zurückhaltende Mäßigung ohne Kälte, ein Ernst ohne Düsternheit, der nichts weniger vermochte, als jene herablassende, die Herzen des Volkes so allmächtig ergreifende Freundlichkeit zu hemmen, die aus den großen herrlichen Augen der fremden Dame jeden anlächelte, hinriß und festbannte in den Zauberkreis, den sie um sich zog. Dieß Alles war geeignet, die Herzen der gothaischen Herzöge mit einem mehr als gewöhnlichen Zuge an diese Erscheinung zu ziehen und ihre Neugierde auf eine Weise zu spannen, die ihre Ruhe störte, besonders die des lebhaften, feurigen, geistvollen Herzogs Johannes. Die räthselhafte Fremde mit alle dem magischen Reiz ihrer Erscheinung war der alleinige Gegenstand aller Hofgespräche in und außerhalb der herzoglichen Gemächer und die Begierde, die Dame zu sehen, war so brennend, daß man sich damals in Gotha mit der wirklich sehr glaublichen Sage trug, daß die Herzöge in einer unkenntlichen Verkleidung sich in die Nähe der Dame begeben und — wahrhaft entzückt von solchem Liebreiz zurückgekehrt seyen, fest entschlossen, sie, die den Stempel der Hoheit so unverkennbar auf der königlichen Stirne trug, auf die zierlichste Weise, welche die Courtoisie jener Tage lehrte, an ihren Hof einzuladen.

Währenddem man in allen Variationen das Thema: „Wer ist sie?“ abhandelte und überall auf der Sandbank leerer Hypothesen strandete und man sie bon gré, mal gré schon ihrer Geldmittel wegen in die Reihe der Königinnen einrangirte, brachte ein Vertrauter des Herzog Johanns, nachdem er bei den Dienern der Dame umsonst geforscht, woher sie sey, heraus, daß sie alle, obgleich sie geläufig und rein, ja sogar ohne den fremden Accent das Deutsche sprächen, wenn sie mit Deutschen verkehrten, sie unter sich und mit ihrer Herrin nur — englisch sprächen — ja, daß die Dame ihre Briefe, deren sie ebenwohl nur wenige schrieb, mit einem Ringe siegle, der in kostbarem Steine das Wappen der Könige Englands führe. Diese Entdeckung war von unendlichem Werthe. Sie ent-

Digitized by Google

[illegible] bei der vorsichtigen Zurückhaltung der hohen Frau mit einem Male das Geheimniß ihrer Herkunft und ließ einen tiefen Blick in die Motive thun, welche sie bestimmen mußten, eine stille Landstadt Thüringens zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und überhaupt sich in ein so räthselhaftes Halbdunkel zu hüllen, aus dem dennoch genugsam das hervorleuchtete, was sie so sorgsam verbergen zu wollen schien. Wer also konnte die Dame anders seyn, als Anna von England, die unglückliche verstoßene Königin, die Schwester des Herzogs Wilhelm von Jülich, die blos darum in England die Todeskomödie spielte, um ihrem verworfenen, tyrannischen Gatten zu entfliehen und Sicherheit ihres Lebens und Ruhe im fremden Lande zu suchen, da sie England unter dem eisernen Scepter Heinrichs ihr nicht bot und bieten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Erinnerungen an Friedrich den Großen.

Der eben erschienene zweite Band des Urkundenbuchs zu Preuß Geschichte Friedrichs des Großen enthält, wie der erste, höchst wichtige Aktenstücke zur Geschichte des großen Mannes. Ergötzlich sind besonders die eigenhändigen Marginal-Resolutionen Friedrichs des Gr. auf Berichte seiner Kabinetsminister und geheimen Kabinetsräthe schon wegen ihrer merkwürdigen Orthographie. Wir heben hier etliche aus:

Gesuch des Bereiters Brandhorst um Zulage. —

„ven er nicht Mehr haseliren wird und vernünftig Reiten wirdt."

Gesuch des Commerzienraths und Kaufmanns Simon zu Stettin, das Gut Craatzen für 40,000 Thlr. ankaufen zu dürfen. —

„40,000 Thlr. im Negotio bringen 8 protcent in güter nuhr 4 also verstehet er sein handtwerk nicht ein Schuster muß Schuster seindt ein Kaufmann handeln und keine güter haben."

Beschwerde der Stadt Frankfurt a. d. O. über Einquartirung. —

„das Kan ja nicht anders Seindt ich kan das Regiment nicht in der Taschen Stechen, alleine es werden die Casernen wieder Erbauet werden."

Gesuch der Potsdamschen Bäcker um Bewilligung von Korn aus dem Magazine. —

„Sie haben über 500 Winspel gekriegt, es Seindt Canaillen der Magistrat muß Sie vohr Krigen."

Gesuch des Obrist-Lieutenants v. J—t, in Schlesien placirt zu werden, weilen er daselbst sich anzukaufen gedächte. —

„Des wegen Mus er nicht in Schlesien Placirt werden Sonst Ligt er auf die güter und negligiret Seine fonction."

Gesuch des G. M. v. Kleist, nach seinem Gute Stavenow gehen und hiernächst das Bad gebr uchen zu dürfen. —

„Keine Naredein von Bäder er soll nicht haßeiren."

Gesuch des Schutzjuden Samuel Jacob zu Zossen um Concession zur Anlegung einer Dänisch-Handschuh-Fabrizue. —

„er Kan den Kerel in Berlin arbeit geben, handschen Macher ist ein Professioniste und Kein Manufacturier."

Gesuch der Bürgerschaft zu Potsdam: um Unterstützung bei Bezahlung von 32,000 Thlr. österreichischer Contribution. —

„Sie Mögen Sehen wie Sie die Schulden bezahlen Könen, ich werde das liederliche gesindel nicht einen groschen geben."

Gesuch des Kammerherrn Baron v. Müller, das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen. —

„was er da Machen wil er wirdt was er noch übrig hat dort verspielen und wie ein bettler zurück Komen."

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Die Menge der gegenwärtig in Paris zu Tage geförderten Unterhaltungslektüre ist so groß, daß man kaum weiß, ob man die Federfertigkeit der Schriftsteller oder die unersättliche Lesegier des Publikums mehr bewundern soll. Den Titeln nach zu urtheilen, wie z. B. Contes immoraux u. s. w., sind sie für den haut goût übersättigter und überreizter Gaumen berechnet. Einer der gewandtesten Fabrikarbeiter dieser Art, der Baron de la Mothe Langon, dessen unerschöpflicher Feder man eine Reihe von Memoiren verdankt, die vor einiger Zeit noch das Publikum zu unterhalten im Stande waren, wie die Memoiren Ludwigs XVIII., die einer Femme de Qualité, der Madame du Barri und, einer Menge anderer, hat eben jetzt, wo diese Waare nicht mehr recht gehen will, eine neue Ader aufgefunden, die für die Freunde des Gräßlichen eine reiche Ausbeute verspricht. Der Titel eines von ihm angekündigten Werkes allein schon ist geeignet, die Haut schaudern zu machen; er heißt: „Chronique du Crime et de l'Innocence, Receuil des Evenemens les plus tragiques, Empoissonnemens, Massacres, Assassinats, Parricides et autres Forfaits, commis en France depuis le commencement de Monarchie jusque à nos jours." — Was kann man mehr verlangen.

Zu Leures, im südlichen Frankreich, hat vor kurzem eine junge und geachtete Frau von angesehener Familie aus unbekannten Gründen ihrem Leben auf eine seltsame Weise ein Ende gemacht. Während der Abwesenheit ihres Mannes schloß sie sich in dessen Zimmer ein und zog Trauerkleider an; hierauf nahm sie ein Gewehr mit doppeltem Lauf von der Wand, befestigte eine Schnur an den Hahn und mit einer Kaltblütigkeit und einem Muthe, die bei ihrem Geschlechte ganz ungewöhnlich sind, hielt sie die Läufe vor den Mund. Die beiden Schüsse gingen sogleich los und sprengten ihr den Kopf von einander.

Die Paulinafliege. Verschiedene Bezirke des Königreichs Murcia in Spanien sind dermalen durch eine

Digitized by Google

neue Geisel heimgesucht, es ist dies eine Fliege, Paulina genannt, von weißer Farbe, auf den Flügeln und dem Rücken leicht swarz gestreift, größer als die Wanze, aber sonst dieser sehr ähnlich. Diese schädlichen Insekten kommen millionenweise und verdunkeln manchmal die Sonne, wie die Heuschrecken Egyptens; sie lassen sich auf einem Felde mit reifem Korn nieder und verbleiben während 24 Stunden auf demselben; sie setzen sich auf der Aehre fest, die sie vernagen und auf welcher sie eine giftige Flüssigkeit verbreiten, die in einer Minute den Halm vertrocknet und das Getraide in eine dem weißen Stärkmehl ähnliche Masse verwandelt; man versichert, daß dasselbe, zu Brod verwendet, tödtlich ist. — Glücklicherweise scheint die Natur diesem zerstörenden Insekte den Instinkt seiner Erhaltung versagt zu haben; es läßt sich ihm nahen und sich fangen, ohne daß es sucht, zu entfliehen; es setzt sich blos an Korn und Mais und verschmäht die übrigen Grealien. Das Landvolk, mit Recht beunruhigt und durch die Behörden unterstützt, begiebt sich nach den angefallenen Punkten und man sammelt die Paulina mit größerer Sorgfalt ein, als die Oliven. Man sammelt diese Fliegen in leinenen Säkken, zerdrückt sie dann sorgfältig, worauf von den Behörden zur Grenzen Aufsicht abgesendete Soldaten Feuer auf den Felderk anzünden lassen, welche Maßregeln ergriffen sind, um die Landleute zu verhindern, das angefallene Getraide zu benützen. Die Paulina erschien zuerst in der Huerta de Lorca, wo sie große Verheerungen anrichtete, gegenwärtig ist sie nach Murcia gedrungen.

Frankfurter Volksbühne.

Der liebenswürdige Mai und sein glühender Bruder Juni haben sich nie mehr als Gegner des Theaters gezeigt, als in diesem Jahre. Ihr Repertoire ist klassisch zu nennen, während jenes kaum die Mittelmäßigkeit erreicht. Aber sind denn die Kunstgenüsse für Nichts anzuschlagen? Kunst und Künstler! — welche viel mißbrauchte Worte! Auf unsern Bücherrepositorien stehen unsern großen Meister und Lehrer: Schiller, Göthe, Calderon und Shakespeare; dahin haben sie sich zurückgezogen und erfreuen sich des stillen Opferdienstes, welcher von fühlenden Herzen ihnen dargebracht wird. Zwischen den hohlen Coulissen wird ihnen nicht mehr wohl; sie fliehen jenes schnöde Treiben und wollen keine Gemeinschaft mit Birch-Pfeiffer und deren Consorten. — Die für das Schöne und Gute, für das, was Kunst ist und nicht Dunst, noch warmen Menschen von Kopf und Herz. — was sollen diese im Theater suchen, wo die Alltäglichkeit sich breit macht und wo man einer Pseudo-Muse einen aus bunten Lappen zusammen gestickten Mantel übergeworfen hat, der ihre häßliche Blöße zu decken nicht vermag. —

Die Novität ist von Madame Birch-Pfeiffer, deren dramatische Kinderjoppel nicht einmal gut gestrickt sind, von dieser Fabrikantin, die sich, wie weiland der irländische Uhrmacher, rühmen darf, wenn auch nicht der beste, doch der schlechteste Uhrmacher im Lande zu seyn. Dieses Lamboifest, so wie die Art, wie es bei uns in Scene gesetzt und durch die herrlichen Militär-Evolutionen gekrönt war, zu besprechen, ist ohne Galle nicht möglich. Wir wollen also schweigen. Von dem ewigen und großen Genius der Kunst, von welchem Viele berufen und Wenige auserlesen werden, kann man ja sagen, wie Pope von dem Weltenschöpfer sagt:

— Er, — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören,
Er läßt des Uebels grausenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben.

Unsere Zeit, wie manchen Fehler sie auch haben mag, da stets die Menschen an den Jahrzehnten und die Völker an den Jahrhunderten leiden, ist dennoch eine kräftige, wo der Gedanke sich aufwiegt, wo der Wille auf Ernstes sich hinlegt und wo es sich um Großes handelt. Wie klein und nutzlos muß also ein Treiben erscheinen, das sich gerne mit dem Namen von Kunst beschönigen möchte, das sich aber ausschließt von jeder Humanitätsbestrebung und dem kein höheres Ziel gesteckt scheint, als geistesmüßigen Menschen ein Stündchen zu vertreiben! Sollte man den Grund dieser Bemerkungen in Mißstimmung oder in Tadelsucht finden wollen, so dürfen wir, das Gesagte zu rechtfertigen, nur auf das neueste Stück unseres hiesigen Theaterrepertoires, auf das Lamboifest von Madame Birch-Pfeiffer, aufmerksam machen.

Noch müssen wir der Leistung der Madame Beurmann, als Wilhelmine im Räuschchen, gedenken. Wir können das bereits über diese Schauspielerin Gesagte bestätigen. Auch im Fache sentimentaler Rollen ist sie heimisch und ihre hier angedeutete Darstellung trug das Gepräge von gemüthlicher Wahrheit und sinniger Auffassung; sie haschte nicht nach Effekt, sondern schloß sich der Eigenthumlichkeit des Darzustellenden an. Im naiven und sentimentalen Genre und in Rollen, welche keinen zu großen physischen Kraftaufwand erfordern, ist Madame Beurmann, deren Gastspiel hier freundlich aufgenommen wurde, eine nicht unbeachtenswerthe Erscheinung und wir glauben, diejenigen Bühnen, bei welchen diese Fächer unbesetzt sind, auf die genannte Schauspielerin aufmerksam machen zu dürfen. —

Auch Herrn Maier jun., vom Hoftheater in Carlsruhe, sahen wir als Gast: als Richard Wanderer. Viel Beweglichkeit und Lebhaftigkeit nach aussen hin, aber wenig aus Herz und Kopf strömendes Feuer, — viel sprudelnde Jugendlichkeit, aber ohne Regel und Ausbildung! — Die Rolle Wanderers von Herrn Maier dürften wir einen Versuch, keine Leistung nennen; sie erschien als ein Stückwerk, ohne die humoristische Abschattung und gemüthliche Poesie, welche hier durchaus nicht vermißt werden dürfen. Der Effekt der Citate ging größtentheils verloren; — Alles floß ineinander und die Pointen blieben verdeckt; — kurz, — der Darsteller war seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Eine freundliche Gestalt und ein kräftiges Organ mögen das A und das B der Schauspielkunst seyn und Herr Maier besitzt diese zwei Buchstaben, aber die dreiundzwanzig übrigen des Künstleralphabets fehlen ihm noch. Nach einer Reihe von Jahren möchten wir ihn wohl wieder sehen.

W.

Theater-Anzeige.

Samstag, den 22. Juni. (Zum Erstenmale) Die Braut aus Pommern, komisches Liederspiel in einem Akt, nach einem Lustspiele von Kotzebue, frei bearbeitet von L. Angely. (Dritte Gastrolle: Clementine, Madame Haizinger-Neumann, vom großherzoglichen Hoftheater zu Carlsruhe.) Hierauf folgt: (Zum Erstenmale) Der Arzt ohne Arznei, komische Oper in einem Akt, nach dem Französischen des Scribe und Bayard, von J. D. Anton, Musik von Herold.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 171. Sonntag, den 23. Juni 1833.

Das Wachen der Seele.

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'."
Göthe.

Auf allen Wipfeln liegt die Nacht
Und Allem giebt sie Ruh'.
Warum, o Seele, fallen Dir
Jetzt nicht die Augen zu?
Die Blumenseelen ruhen all'
Im Arm der stillen Nacht.
Soll Deine, Mensch, die einz'ge seyn,
Die spät und einsam wacht?

Die Lilienseele längst entschlief
In ihrer duft'gen Wieg',
Indeß der Zephyr in sein Bett
Von Blättern niederstieg;
Die Quelle schläft im Mondenschein;
Der Grashalm liegt im Traum;
Es senket ihre weiße Kron'
Die Lindenblüth' am Baum. —

Und sehnst Du Dich nach Ruhe nicht
Aus diesem Weltgetrieb',
Wo ohne Thräne nie ein Tag
Und ohne Seufzer blieb,
Wo an der Stunde Paradies
Der feur'ge Cherub steht,
Wo um des Herzens Heil'genbild
Ein Todtenschleier weht?

Und sehnst Du Dich nach Ruhe nicht
In dieser armen Welt,
Wo sich zum Geiste selten nur
Verwandter Geist gesellt,
Wo unter hundert Thoren kaum
Ein einz'ger Weiser wohnt,
Wo man die Freiheit oft mit Schmach,
Mit Hohn die Tugend lohnt?

Und sehnst Du Dich nach Ruhe nicht
In diesem Nebelland,
Wo noch kein Geist den Schlüssel zu
Den alten Räthseln fand?

Was hält Dir Deine Augen wach
So spät in stiller Nacht?
Was hat Dir die Gedanken all'
So frei und froh gemacht?

Du klagest, fromme Seele, nicht
Und sehnst Dich nicht nach Ruh';
Denn von dem großen Weltengeist
Verklärt, geweiht bist Du,
Vom Weltengeist, der liebevoll
Empor die Rose trägt
Und der mit gleicher Zärtlichkeit
Nach Wurm und Engel frägt.

Dir ist die Welt ein Tempelhaus
Mit Kanzel und Altar;
Die Sabbathfeier endet nicht;
Stets singt der Engel Schaar.
Du jubelst, daß ein ew'ger Geist
Dir gnädig ward geschenkt,
Der immer himmelan den Flug
Zum Sternenfrühling lenkt;

Du jubelst, daß Du rauschen hörst
Des Kataractes Fall,
Der sich von Stern zu Sternen wälzt
Mit Weltendonnerschall,
Und daß Dein Blick im Rosenblatt
Dieselbe Glut erkennt,
Die auf der Schneelawine liegt
Und in Vulkanen brennt.

D'rum redet, ihr Gedanken, fort!
Ihr Wünsche, seyd nicht still',
So lang' am heil'gen Liebesborn
Die Seele trinken will.
Wohl liegt auf allen Wipfeln Ruh',
Doch sternhell ist die Nacht.
Ihr Blumenseelen, schlafet wohl!
Die Menschenseele wacht. —

B.

Digitized by Google

Das Nebelgespenst.

(Fortsetzung.)

„Sobald ich die äußerst schmalen Rationen vertheilt hatte, kehrte ich auf das Verdeck zurück. Hier fand ich meinen Hund Cynthio, der meiner kaum ansichtig wurde, als er langsam nach dem Steuerruder hinschlich, unverwandten Auges auf eine Stelle hinblickte und zu heulen anfing. Bekümmerten Herzens rief ich das treue Thier zu mir. „Cynthio," sagte ich, „Du hast viele Jahre Deinem Herrn treu gedient und mußt jetzt von seiner Hand den Tod erleiden." Ich kann unmöglich beschreiben, was ich empfand; ich zog mein Pistol und ein tiefes Röcheln folgte dem Schusse; dann war Alles wieder still. Der Schuß brachte die ganze Schiffsmannschaft auf das Verdeck. Mit einem tiefer Seufzer übergab ich den Hund den armen Burschen. Bald war eine Mahlzeit daraus bereitet, und Alle dankten mir für das Opfer, das ich ihnen gebracht hatte. Als Tomkins wieder auf das Verdeck kam, näherte er sich mir und sagte: „Lieutenant, Sie sind ein edelmüthiger Mann und sparen Nichts für ihre Leute." — „Bis jetzt," erwiederte ich, „hatte ich noch keine Gelegenheit dazu; ich habe nichts gethan, was Du nicht auch an meiner Stelle gethan haben würdest, Tomkins, denn ich glaube Du hast das Herz auf dem rechten Fleck." — „Aber ich hätte doch," entgegnete Tomkins, „den Hund für eine andere und schlimmere Zeit gespart, die uns noch bevorstehen kann."

„Abends berührte mich Jemand an der Schulter, rasch wendete ich mich um — es war Tomkins. „Unser Steuermann ist wieder da," sagte er. „Sehen Sie nur wie geschäftig er ist und wie er hin und her streicht. Muth hilft uns hier Nichts; Alle sind ihm verfallen, über deren Köpfe er hinschreitet, und auch auf uns scheint er es schon abgesehen zu haben." Ich blickte nun nach dem Steuerruder hin, und sah das Gespenst viel deutlicher noch als am Morgen. Als ich näher trat, bemerkte ich mit Entsetzen zwei augenlose Höhlen und das finstere runzliche Gesicht war hager und todtenblaß. Mit über einander geschlagenen Armen und gemessenen Schritten wandelte es zwischen dem Steuerruder und Maste auf und nieder. Ich faßte Muth, schritt darauf los und rief es an: schweigend setzte es seinen Weg fort, und schien mich nicht bemerkt zu haben. Ich zog jetzt meinen Säbel und führte einen Hieb nach dem ungebetenen Gast, allein ich traf blos die Luft und das Gespenst schritt dahin. „Du hast recht, Tomkins," sagte ich, zu dem alten Manne gewendet, „der Teufel hat sich bei uns einquartirt, und es steht nicht in meiner Macht ihn zu vertreiben." Mit einem haarsträubenden Grauen, wie ich es nie empfunden, ging ich nach dem Vordertheile des Schiffes und ließ das Gespenst seine Wanderungen fortsetzen. Der Mond war aufgegangen, der Himmel erglänzte von Gestirnen, Tomkins und ich saßen, in Gedanken verloren, auf dem Verdeck, als sich plötzlich aus der Kammer von der großen Kajüte ein wilder Gesang vernehmen ließ; die armen Leute wollten sich wahrscheinlich dadurch ermuthigen. Da ich noch immer hoffte, das Gespenst werde verschwinden, so blickte ich unverwandt nach dem Steuerruder, aber zu meinem größten Entsetzen sah ich es noch immer auf und nieder wandeln. Seit Anbruch der Nacht hatte ich alle Arbeiten am Schiffe einstellen lassen, da die ausgehungerte Mannschaft kaum noch den Dienst versehen konnte, und alle Anstrengungen von unserer Seite nutzlos blieben. Alles war jetzt unten im Schiffe ruhig. Die Ruhe der Verzweiflung, dachte ich, und da Niemand auf das Verdeck kam, um die Abendkühle zu genießen, so stieg ich hinab, um nach der Ursache zu fragen, und fand zu meinem größten Erstaunen sie Alle in einem Zustande von Bewußtlosigkeit. Sie hatten das letzte Fäßchen Rum geleert; das leere Tönnchen stand auf dem Tisch und die Mannschaft lag ohne Lebenszeichen auf dem Boden ausgestreckt. Anfangs glaubte ich, es sey die Berauschung, als ich aber neben dem Fäßchen auch eine leere Flasche, „Opium" überschrieben fand, fürchtete ich nicht ohne Grund, daß die Unglücklichen, um sich für die erlittenen Entbehrungen zu trösten, zu diesem betäubenden, aber tödtlichen Gifte gegriffen hatten. Schnell rief ich Tomkins und theilte ihm meinen Verdacht mit: wir boten Alles auf, sie wieder zur Besinnung zu bringen; allein vergebens. „Ich fürchte, Sir, sagte Tomkins, daß Keiner von diesen armen Jungen wieder zum Leben erwachen wird: merken Sie wohl, das Gespenst geht nicht ohne Ursache über ihre Köpfe hin." Tomkins hatte Recht. Noch in derselben Nacht starben acht von den Unglücklichen unter den furchtbarsten Zuckungen; nur ein Bootsmann und der Kajütenjunge gelangten am folgenden Morgen wieder zum Bewußtseyn. Nun erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesammt das Opium genommen, um sich aus ihrem qualvollen Zustande zu befreien. Da beide öfters Opium genossen hatten, so ging bei ihnen die tödtliche Wirkung nicht so schnell vor sich; allein endlich erlagen auch sie, und Mittags war Alles vorüber.

„Von der tiefsten Betrübniß erschüttert, hatten wir den Todten die letzte Ehre erwiesen. Tomkins schien noch immer bei Kräften und guten Muthes, während ich mich, obgleich viel jünger als er, bei der traurigen Verrichtung, als wir die Leichen dem Meere übergaben, kaum noch auf den Beinen halten konnte.

(Schluß folgt.)

Eine Mystifikation aus früherer Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Frage, warum sie nicht am Hofe ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Jülich sich aufhalte, oder an einem andern befreundeten, ließ sich eines Theils aus den Schicksalen Anna's, für die das Leben Dornen nur — ohne Rosen — gebracht, beantworten, anderen Theils aus dem politischen Gesichtspunkte erklären, daß sie nämlich wohl nichts mehr zu wünschen Ursache hatte, als Heinrichs Augen sich auf alle Weise zu verbergen.

Herzog Hanns, dessen Temperament ganz geeignet war, rasch zu handeln, war nun nicht länger zurückzuhalten, sich der Dame zu nahen und ihr seine Huldigungen darzubringen.

Englands schöne Königin dürfte nicht in der Abgeschiedenheit leben, solche Reize dürften nicht des Grawes Beute werden und der Hof von Gotha dürfte eben so wenig länger anstehen, seinen Glanz durch Anna's Nähe zu vermehren. Eine schönere Gelegenheit, die Einförmigkeit des

Digitized by Google

Lebens an einem kleinen Hofe zu teilen und ihm einen neuen Reiz zu geben, war wohl nur selten in dem Grade, wie hier, gegeben.

Der Herzog entschloß sich daher schnell, einen seiner fürnehmsten Diener, in einem Aufzuge, der dem Range der unglücklichen Königin entsprechend war, nebst einem feinen Schreiben zur Begrüßung, an sie abzusenden und sie zu bitten, sie möge dem Herzog durch eine Zusammenkunft und Unterredung Gelegenheit gewähren, diejenige Achtung und Veneration ihr zu beweisen, die er im Grunde seines Herzens ihr darzubringen sich gemüßigt finde. Das Schreiben war ein vollendetes Muster von Feinheit, Artigkeit und Ehrerbietung, wie sie einerseits dem Range, andrerseits dem Unglücke und der Unschuld der Fürstin zukam.

Beinahe zweifelnd, daß Anna von England aus der bereits angenommenen Rolle heraustreten werde, konnte der Herzog kaum die Rückkehr des Abgesandten erwarten. Endlich erschien er und überreichte seinem Herrn ein Schreiben von ungemein zierlicher Hand. Es war gesiegelt mit dem königlichen Wappen Albions.

Mit den zierlichsten Worten nahm die Dame die Güte des Herzogs auf und zeigte sich über Erwarten geneigt, eine Zusammenkunft mit ihm zu halten, wozu sie den Ort Rosla vorschlug und zugleich den Tag und die Stunde bestimmte, wann sie den Herzog erwartete.

Dieses Schreiben verbreitete große Freude am Hofe zu Gotha. Der Herzog konnte kaum die Stunde erwarten, wo ihm die Zusammenkunft mit der gefeierten Dame vergönnt war. Weniger Antheil nahmen, kältern Temperaments, die beiden herzoglichen Brüder an der Sache, obwohl sie ihnen auch nicht gerade gleichgültig war.

Als endlich der Tag erschien, brach Herzog Henns in alle der Pracht jener Zeit, begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, gen Rosla auf.

Hier waren bereits mehrere Tage vorher der Haushofmeister der Dame mit einigen Dienern, begleitet von Packrossen, erschienen und hatten in dem Amtshause den schönsten Saal, der zur Zusammenkunft bestellt war, auf eine eben so sinnige, als reiche Weise, dekorirt. Aus den kostbarsten Stoffen war der Thüre gegenüber eine Estrade gebildet, auf welcher ein, reich mit Goldstickerei verzierter, rothsammtner Armsessel stand, dessen Rücklehne das prunkende Wappen Englands zeigte. Ueber ihm wölbte und blähte sich ein Baldachin von gleicher Farbe und Stoff und die kostbarsten Teppiche zierten die Wände, während minder werthvolle den Boden deckten, eine Sitte, die damals noch nicht allgemein war. Ein herrlicher Sessel stand zur rechten Seite des Thrones für den Herzog, jedoch zu gleicher Erde.

Als der Herzog ankam, empfing ihn die Dienerschaft und der Haushofmeister geleitete ihn in den Saal. Als sich die Thüre aufthat, blieb der Herzog überrascht und gefesselt stehen; denn vor ihm auf dem Throne saß ein Weib, in dem die Natur den ganzen Reichthum ihrer Zauberreize in der glücklichsten Schöpfungslaune vereinigt hatte. — Ein langes, schwarzsammtnes Gewand umhüllte die hohe königliche Gestalt. Ein blitzendes Diadem war der einzige Schmuck, der unter dem schwarzen Schleier hervor seine blendenden Strahlen schoß; aber schöner als der Juwelen Glanz strahlte ein Auge, das zu herrschen über die Herzen berufen schien. Obwohl nicht mehr der erste ätherische Schmerz der Jugend auf diesem seltenen Zusammenflusse von Reizen ruhte, so war dennoch das Alter noch nicht so weit vorgerückt, daß die Schönheit etwas eingebüßt hätte. An der Grenze des dritten Zehns mochte die Dame stehen, älter konnte sie nicht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbetrachtungen.

Jeder bessere Mensch, in dessen Adern ein paar Tropfen warmes Blut mehr fließen, als er bedarf, um nicht zu erstarren und der nicht mit einer ledernen Haut geboren ward, hat wenigstens eine Stunde im Jahre, in welcher er sich als Genie fühlt und es auch in der That ist. Manchem erscheint sein Genius nur selten, aber Keinem läßt er sich ganz unenthüllt. Wie im Kalender, so stehen auch im Buche des geistigen Lebens wenig Feiertage. Das Schönste liebt die Alltäglichkeit nicht. Auch wäre die Menschenbrust zu schwach, um den erhöhten Herzschlag solcher Feierstunden lang und oft zu ertragen. Wir sind Engbrüstige, die nach einigen tiefen und vollen Athemzügen sich erschöpft fühlen; — wir können die hohe Bergluft der Begeisterung, die das Blut aus den Poren treibt, nicht lange ertragen und bald blendet das Licht des Ideales unsere schwachen Augen, wenn wir hoch emporfliegen; — wir dürfen ja den Fallschirm nicht vergessen, wenn wir die Mongolfière besteigen.

Und woran erkennt man diese großen und seltenen Stunden?

Wie jeder Pflanze eine ganz eigenthümliche Natur ward und wie es überall wohl Aehnlichkeit, aber nirgends Gleichheit giebt in Gottes herrlicher Welt, die soviel Wunderbares besitzt, daß wir auf die Wunder gar nicht mehr achten, — eben so steht jede Menschennatur da als eine eigenthümliche, nur einmal im großen Universum vorhandene Welt. So eigenthümlich ging jeder Mensch hervor aus der Hand der unerschöpflich-schöpferischen Natur; sie wiederholt sich nie; sie geizt nicht; sie ist überall urkräftig. Aber diese natürliche Eigenthümlichkeit eines Jeden wird in unsern gewöhnlichen Lebens-, Gesellschafts- und Geschäftsverhältnissen oft verhüllt, getrübt und verwischt. Der Zwang der Verhältnisse, das ewige Mühlrad Einerlei der Berufsgeschäfte, die tausend Plackereien der Tage und Wochen, das Joch, das der Gewaltige über den Schwächeren wirft, die harte Pflicht, die den Einen zum Opfer des Andern macht, — das Alles zieht die Menschen nieder und nicht Jeder ist adelig, vor dessen Namen ein von steht. Freilich kann es auf dieser unvollkommenen Welt nicht wohl anders seyn; ein Jeder gewinnt durch den Andern und verliert auch durch ihn zugleich und nur in wechselseitiger Beschränkung zum gemeinsamen Zwecke besteht die Freiheit. So leben wir die Alltagsstunden hin; — der Mensch verliert und verläuft sich in dem Bürger, im Handelsmann, an der Hobelbank, vor dem Actentisch, im Waarenlager; — er verarbeitet, verschwatzt, verdämmert,

Digitized by Google

verträumt, vertrinkt oder verhandelt seine Zeit. Abends, wenn die Feierglocke läutet, meinen Viele, jetzt seyen sie frei. — Aber sind sie es auch? — Heben ihnen die Sorgen für das Morgen nicht nach? — Sind sie nicht abgestumpft und halb verdrießlich, wenn nicht ganz? Bewegen sie sich gar schwerfällig, da sie, obgleich der Fessel ledig, doch noch Schmerz leiden an der wunden Stelle, wo sie gelegen hat? — Nicht Alle sind frei, die sich frei dünken. —

Doch es kommt wohl auch einmal eine schöne Stunde. Man erkennt sie an dem freudigen Jubel des ganzen Bewußtseyns, an dem Aufstreben und Aufblühen aller Gedanken und Gefühle, an dem Blüthengewimmel von Hoffnungen und beseligenden Wünschen, welches die Seele berauscht, an der Sehnsucht, welcher es kein Ziel giebt, an den Freudenthränen, die den vollen Becher zum Ueberfließen bringen, an der Liebe, die sich mit allen Erschaffenen befreundet fühlt, und an der Freude, deren Ton bis an die Sterne schlägt. Die Freude ist wie das Glück, — und beide sind Schwestern —, eine launische Göttin; sie wird Monate lang erwartet und erscheint nicht; es werden Summen verschwendet und sie läßt sich nicht bestechen; es blüht die ganze Frühlingsnatur und sie steht doch jenseits der Berge. Dann plötzlich ungebeten, unverhofft, unbestochen zeigt sie sich. Die seligsten Stunden des Lebens fallen uns zu als unverdiente Gabe; — unser Verdienst ist es, wenn wir sie genießen.

Wir sind am größten, wenn wir am freudigsten sind. — Und von solchen Stunden wollte ich reden; denn in ihnen, den selten erscheinenden, fühlt sich Jeder als Genie und ist es auch in seiner Sphäre. Jetzt hört er auf Schneider, Professor, Hofrath oder Bettelmann zu seyn; er ist jetzt Mensch, im ganzen, vollen, überströmenden Bewußtseyn seiner Kraft; weit von sich wirft er alle Plackerei und allen Plunder der Alltäglichkeit; er fühlt, daß es noch Großes und Herrliches giebt unter diesem wechselnden Erdenmonde; er schaut dieses eigene Leben in seiner Natur an und redet doch endlich einmal mit seinem eigenen Ich, das so lange geschwiegen hat. Das beseliget ihn so sehr, daß er endlich sich selbst einmal anschaut und besitzt. O Du edler Stolz des Selbstbewußtseyns! Du edler Egoismus, der sich selbst liebt, weil er sich erkannt hat und der jetzt Alles liebt, was ihn umgiebt, weil die wahre Liebe, gleich der Sonne, Alles überstrahlt und erwärmt! — Solche Stunden erscheinen seltener oder häufiger, je nachdem die Menschen höher oder niedriger stehen, nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern im Geisterreiche, wo man nicht nach Geld und Titeln, sondern nach Herz und Kopf gemessen wird.

Seyd willkommen, ihr wahren Fest- und Sabbathstunden des Lebens! — ihr, die ihr an keinen Kalender und an keine Kirche gebunden seyd! — ihr, deren Menschen beten, weil sie sich freuen, weil ihnen auf jedem Baumblatt ein geistlich Lied geschrieben steht und weil ihnen jeder Stein ein lebendiger Altar wird; ihr, in denen ganze Jahre sich in engem Raume zusammendrängen und denen Alles wieder lebendig und strahlend zurückkehrt, was vergangen und gestorben ist. Nicht den Geistreichen, den Gelehrten allein werden solche Stunden bescheert; — o nein, Jeder erhält nach seinem Maaße; — nicht der allein ist reich, der Millionen sein nennt; die Glücklichen sind gleich; — im Thautropfen und im Ocean spiegelt sich dieselbe Sonne. Wie wahr und rührend schön sagt der selige Jugendprophet, unser Schiller, der gestorbene Unsterbliche, indem er die allgütigen Götter lobt, die eines jeden Menschen liebend gedenken:

Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;
In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.

Ja, ihr schönen, heiligen Stunden, seyd willkommen! — Mit eurer Freudigkeit bringt ihr uns das Herrlichste. Wir lieben die Menschen wärmer und die Interessen des Vaterlandes, das stets Verbesserung will und wollen muß, liegen uns näher an der Seele; wir stärken uns zu kräftigen Thaten und söhnen uns aus mit dem Zwiespalte des Herzens; wir vergeben, was wir nicht entschuldigen können; wir hassen nichts, als etwa die karge Feigheit und den feilen Sclavensinn; wir achten jedes Recht und verehren die Schönheit, wo sie eine schöne Psyche umhüllt; wir glühen für das Größte und sind auch für das Kleinste warm; von den weinenden Augen küssen wir die Thränen weg und die kalten Herzen erwärmen wir an unsern feurigen. — Solch' eine Stunde wünsch' ich Euch Allen, die Ihr dieses leset! Ihr könnt sie nicht erzwingen; — versuchet es nicht!

Vor Unwürdigem kann Dich der Wille, der ernste, bewahren.
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

B.

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tags.

Vor dem Assisengericht zu Paris erschien dieser Tage ein Herr Carette, Fabrikant chemischer Produkte und Offizier der Nationalgarde, beschuldigt, Spott gegen die Religion getrieben zu haben, indem er am Aschermittwoch, als Erzbischof maskirt, umhergezogen sey. Er wurde von den Geschwornen für schuldig erklärt und eine Strafe von vierteljährigem Gefängniß und 300 Fr. Geldbuße gegen ihn ausgesprochen. Als er sich aus dem Gerichtssaale wegbegab, äusserte er: dies sey wohl die Belohnung, die ihm ertheilt werde für die Wunden, welche er im Juli 1830 davongetragen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, den 23. Juni. — Die Hochzeit des Figaro. Oper in drei Abtheilungen, Musik von Mozart.

Redacteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 172. Montag, den 24. Juni 1833.

Das Nebelgespenst.

(Schluß.)

Als Alles vorüber war, fühlte ich mich unendlich schwach. Ich warf mich auf dem Verdecke nieder; Alles schien sich mit mir zu drehen, und ich fiel bald in eine ohnmachtähnliche Betäubung. Meine Gedanken schweiften irre durcheinander, und ich träumte, ich befinde mich an einer schönen Küste, und verschiedene Menschen brächten mir die köstlichsten Früchte. Eine Menge Sklaven kamen heran und trugen in ihren Händen goldene Schalen, aus denen die lieblichsten Gerichte dufteten. Plötzlich erwachte ich aus diesem angenehmen Traum, und als ich die Augen aufschlug, glaubte ich noch immer zu träumen, denn Tomkins stand vor mir und hielt einige von den Früchten, die ich im Traume gesehen, in der Hand. Ohne weiter zu fragen, nahm ich eine und fühlte mich durch sie ausserordentlich erquickt. Wie kommst Du zu diesen Früchten, guter Tomkins?' sagte ich endlich. „Hast Du sie aus dem Wasser heraufgeholt, so müssen wir ja nahe an der Küste seyn." — „Heute nicht," erwiederte Tomkins, „aber ich holte sie mir schwimmend vom Lande, als wir vor Java lagen." — „Es ist nicht möglich, Tomkins," rief ich, und sprang unwillig auf. „Sicherlich hättest Du nicht diese erquikenden Früchte zurückbehalten, während so viele von Deinen Kameraden aus Mangel an Nahrung verschmachteten!" — „Bei meiner Seele," erwiederte Tomkins, „ich habe allzeit meine Rationen mit ihnen getheilt; jetzt sind die armen Jungen todt, aber nicht vor Hunger, sondern von ihren Wunden und dem Opium." Dann erzählte er mir, wie er mein Gespräch mit dem Kapitän in Betreff der Lebensmittel belauscht, und Nachts, wenn er auf der Wache stand, heimlich nach der Küste geschwommen, dort die Früchte geholt und wieder im Schiff angekommen, ohne daß man ihn vermißte. Er pries sich glücklich, daß ihm jetzt eine Gelegenheit geworden sey, mir seine Dankbarkeit zu beweisen, da ich ihm früher einmal den Nachlaß einer schweren Strafe, mit der ihn der Kapitän bedroht hatte, ausgewirkt. Dann gingen wir in den Kielraum hinab, wo er mir die Stelle zeigte, wo er seine Früchte und einige Kokosnüsse verborgen hatte.

„Unser gespenstiger Freund erschien Abends wieder, und vor geschäftiger als je. Mit raschen Schritten näherte er sich der Bank, auf der wir saßen, und streckte gebieterisch die Hand aus. In seinem tief durchfurchten Gesichte lag der Grimm eines Todfeindes. Beim Himmel, mein junger Freund, ich stand schon in manchem Schlachtendonner, ohne das Gefühl des Schreckens zu empfinden, das mich bei dem Anblicke des Gespenstes ergriff. Mein Haar sträubte sich zu Berge, und das Blut gerann in meinen Adern, so oft es sich uns näherte. Endlich von Entsetzen übermannt, zog ich mein Pistol aus dem Gürtel und schoß es auf das Gespenst ab, das dahin schritt, wie es gekommen war. „Was hilft es, Sir," sagte Tomkins als ich in der tiefsten Verzweiflung ihn anblickte, „keine Menschenhand kann es verletzen. Auch wir sind ihm zum Opfer bestimmt, und so lange wird es seine Wanderungen über das Verdeck fortsetzen. Schreitet es noch einmal an uns vorbei, so sind wir verloren. Es wäre am besten, Sie brächten es zu Papier, wie die Minerva und ihre Mannschaft elend zu Grunde gingen."

„Abends zeigte sich das Gespenst abermals am Steuerruder, und schritt auf und ab bis gegen Tagesanbruch. Wir hatten eben die letzte Kokosnuß getheilt, als ich zu Tomkins sagte: „Ich verdanke Dir mein Leben, und der Dienst, den Du mir erwiesen hast, ist um so größer, als Du wahrscheinlich einige Tage länger leben wirst als ich und nichts für Dich aufbehalten hast. Laß uns, guter Tomkins, dem Tode beherzt ins Auge sehen als wackere Seemänner, und das Gespenst mit allen seinen Drohungen furchtlos verachten." Mit diesen Worten stieg ich in die Kajüte hinab und schrieb einen Bericht über den Untergang der Minerva und ihrer Mannschaft nieder. Ich war damit fertig, und verschloß das Papier in eine Flasche, um es später in die See zu werfen; dann legte ich mich in meine Hängematte, überzeugt, daß mein Ende nicht mehr fern sey, als ich aus meinem unruhigen und fieberhaften Schlummer durch ein Freudengeschrei Tomkins aufgeschreckt wurde, der in die Kajüte stürzte und ausrief: „Hurrah, Sir, unsere Errettung ist nahe! Das Gespenst ist verschwunden und die Segel füllen sich mit kräftigem Wind." — Ich eilte auf das Verdeck, und fand zu meinem Troste, daß das Nebelgespenst wirklich nicht mehr zu sehen war; allein ich konnte mich über den Verlust unserer Mannschaft eines tiefen Seufzers nicht erwehren, da wir jetzt aus Mangel an Händen den frischen Wind nur wenig be-

Digitized by Google

nützen und nur langsam unsern Weg fortsetzen konnten. „Muth gefaßt, Lieutenant," sagte Tomkins, „wenn uns dieser Wind nicht einem oder dem andern Schiffe zuführt, so kann er ein solches uns zuführen. Das Gespenst hat sich davon gemacht, und ich bin fest überzeugt, daß uns Hülfe nahe ist." Tomkins fühlte sich von dieser Hoffnung so erstarkt, daß er Abends Lichter aushing und eine Kanone als Nothschuß abfeuerte. Allein als der Morgen dämmerte, war auf der weiten Wasserwüste nirgends ein Segel zu erspähen. Ich ergab mich nun ganz der Verzweiflung, doch Nichts konnte Tomkins Zuversicht erschüttern. Er kletterte in den Mastkorb hinauf, indem er sagte, dort wolle er bleiben, bis er ein Segel gewahre, oder wie ein braver Seemann sterben. Es rührte mich tief, und mir selbst überlassen, warf ich mich nun auf dem Verdecke nieder und erwartete die Entscheidung unseres Schicksals. Bald wurde ich durch Tomkins Ruf: „Ein Segel! Ein Segel! Ein Segel vor dem Wind!" — aus meinen schmerzlich hinbrütenden Gedanken gerissen. Die Freudenbotschaft gab mir augenblicklich Muth und Kraft zurück. Während Tomkins eine Kanone abfeuerte, klomm ich den Mast hinauf, und erblickte jetzt nicht ein, sondern zwei drei und vier Segel. Es waren unsre Kauffahrteischiffe, die wir nach Canton geleiten sollten, und zu meiner größten Freude sah ich sie ihren Lauf auf uns zunehmen.

„Bald lag ich in Freundesarmen. Einige alte Matrosen am Bord der Kauffahrer betheuerten uns, die Erscheinung sey das Gespenst eines portugiesischen Korsaren, der vor zweihundert Jahren sich in die Wogen des östlichen Oceans gestürzt habe, und zwar aus Gewissensbissen, weil er seine Mannschaft auf die grausamste Art hatte Hungers sterben lassen. Wir kehrten später nach England zurück. Tomkins machte mit mir noch einige andere Reisen, worauf wir nach Greenwich gingen. Er ist gegenwärtig nahe an neunzig Jahr alt, und wir hatten uns ein ganzes Jahr nicht gesehen. Heute jährte sich der Tag, wo das Gespenst verschwand, das uns damals so großen Schrecken eingejagt hatte." (Aus dem Ausland nach dem United Service Journal.)

Eine Mystifikation aus früherer Zeit.

(Fortsetzung)

Der überraschte Herzog sammelte sich bald wieder und trat der Dame näher, die sich mit Majestät erhob und mit rührender Demuth ihm vom Throne entgegentrat. War ihre Schönheit blendend, hinreißend, so war der süße Ton ihrer Stimme ganz dazu gemacht, tief in das Herz zu dringen und die Feinheit und Wahl der Worte der Art, daß jeder Zweifel an ihrer hohen Herkunft niedergeschlagen werden mußte.

Sie leitete den Herzog zu seinem Stuhle und erst als er Platz genommen, ließ auch sie sich wieder nieder. Ein hoher Wink erfolgte und die Umgebung zog sich mit dem Gefolge des Herzogs dahin zurück, wo ein Reichthum von Erfrischungen für es bereit stand.

Von den gleichgültigen Gesprächen und Aehnlichem ging endlich das Gespräch, wärmer werdend, zu Ernsterm über und der gewandte Herzog konnte es sich nicht versagen, leise die Saite ihrer Abkunft zu berühren.

Eine Wolke des Schmerzes flog schnell über das holde Antlitz, doch schwand sie eben so schnell und mit dem innigsten Vertrauen erschloß die Vielgeprüfte dem theilnehmenden Fürsten ihr schmerzerfülltes Innere. Nun erzählte sie, sie sey die unglückliche Königin Anna, die, weil Heinrichs sittenloses Gemüth sich von ihr gewendet, des Ehebruchs schuldlos bezüchtigt und in Folge eines Spruches schändlicher Richter zum Tode verurtheilt worden sey. Ihr Schicksal habe jedoch ihre treuen Diener und viele Edle der Großen Englands gerührt und so sey in Tower eine Puppe hingerichtet und in den Sarg gelegt worden. Sie sey mit Hülfe dieser Getreuen glücklich auf das Festland geflohen und irre nun unstät umher, da sie es nicht wagen dürfe, an den Hof ihres Bruders, des Herzogs von Jülich, zu gehen.

Diese Erzählung, mit tiefem Gefühle, unter heißen Thränen von so schönem Munde vorgetragen, erschütterte den gefühlvollen Herzog so sehr, daß selbst dem Auge des Mannes die Thräne des theilnehmenden Gefühls nicht fremd blieb.

Alles, was des Herzogs Redegabe vermochte, wandte er an, die schöne Leidende zu trösten und ihr wieder Liebe zum Leben und seinen geselligen Freuden in's Herz zu flößen. Er bot Alles auf, sie zu überreden, den Hof zu Gotha durch ihre Gegenwart zu schmücken. In seinem ritterlichen Bemühen legte er ganz ohne Hehl an den Tag, wie er und seine Herren Brüder gar nicht Ursache hätten, sich um Heinrich von England und seinen Zorn zu kümmern.

Was Gründe nicht vermochten, vollendete die süße Rede im Munde des schönen Mannes und endlich sagte sie zu, nach Gotha zu ziehen, wenn sie dort ein großes Haus könne zur Miethe erhalten, was zu dem Zustande ihres Herzens passe und ihr die Zurückgezogenheit gestatte, die ihr Schicksal so gebieterisch heische, als sie ihren Gefühlen zusage. Der Herzog sagte das sogleich zu und so schieden Beide von einander, gegenseitig auf's Günstigste für einander gestimmt.

Begeistert von der herrlichen Frau, erschüttert von ihrem Weh, voll höchster Achtung für ihre Gesinnung, kehrte der Herzog heim und elektrisirte in eben dem Grade seine Brüder. Alles wurde nun aufgeboten, eine geeignete Wohnung für die Königin zu finden, und als sie ermittelt war, eilte Johann selbst zu ihr, als ihr erklärter Ritter, die Anzeige davon zu machen.

Seine Aufnahme war rührend herzlich. Anna zeigte sich tief ergriffen von so viel Güte und Theilnahme und hielt bald darauf, eingeholt von Herzog Hanns, ihren Einzug in ihre Wohnung in Gotha.

Die Herzöge wetteiferten nun, ihr ihre Ehrerbietung und jegliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Ganz Gotha, der Hof, die Fürsten, waren voll des allerbegeistertsten Lobes. Natürlich war die Königin nicht undankbar, zumal Herzog Hanns ihrem Herzen theuer zu seyn schien.

Sie fand sich bewogen, aus Dankbarkeit, da sie, wie sie sagte, als eine Verstorbene, an das Leben keine Rechte mehr habe, ein Testament zu machen, in welchem sie den edlen Fürsten ihre dankbare Gesinnung dadurch erhärtete, daß sie dem Herzoge Johannes 1,500,000 Kronen, seinem Bruder Johann Wilhelm die Kleinodien des englischen

Digitized by Google

Reichs, die sie zu besitzen vorgab, und dem Herzog Friedrich 200,000 Kronen aussetzte.

Immer inniger wurde nun das Verhältniß. Sie zog auf das Schloß und genoß des vertraulichsten Umgangs mit der herzoglichen Familie.

Bei diesem genauern Umgange jedoch enthüllte sie manche Seite, die nicht nur nicht königlich, sondern selbst im Widerspruch mit ihrer herrschenden Denkart stand. Je sicherer sie sich fühlte, je mehrere Blößen sie gab. Man konnte ihr selbst entschiedene Unwahrheiten nachweisen und oft verrieth sie über die fürstlichen Verhältnisse naheverwandter Häuser eine Unkenntniß, die bei einer Königin Englands räthselhaft erschien. Ein auffallender Umstand ereignete sich bald darauf. Die Königin sprach einst davon, daß sie bei dem Rathe von Nürnberg eine Tonne Goldes deponirt habe. Herzog Hanns, der bald darauf gen Amberg zog, ließ sich einen Schein der Königin geben, gegen welchen der Rath sollte gehalten seyn, das Gold an den Herzog auszuliefern.

Ein vertrauter Rath des Herzogs begab sich, sobald der Herzog in Amberg angekommen war, nach Nürnberg und zeigte die Anweisung vor. Zu seinem größten Erstaunen wußte der Rath von Nürnberg weder etwas von diesem Depositum, noch von der Deponentin und erklärte Ersteres für Lüge, Letztere für eine Betrügerin. Der Rath des Herzogs flog, von dieser Nachricht erschreckt, nach Amberg und theilte dem erstaunten Fürsten das Ergebniß seiner Sendung mit. Man begann manche der neuesten Erscheinungen zusammenzustellen und bald einigte man sich dahin, daß der Rath von Nürnberg das Kind mit dem rechten Namen benannt habe.

Der Herzog gerieth nach dieser gewonnenen Ueberzeugung außer sich vor Zorn. Er sah sich zum Spielwerke einer Betrügerin gemacht und jagte einen Eilboten nach Gotha, der seinem Schloßhauptmann den Befehl brachte, die vermeintliche Königin sofort in einen strengen Gewahrsam zu bringen und ihr alle die Zweifel des Herzogs zu eröffnen, ihr zugleich aber bemerkend, sie solle, um ihrer Haft ledig zu werden, die Tonne Goldes herbeischaffen, auf daß dadurch dem Herzoge, auf dessen Kosten sie einen kostspieligen Hofhalt geführt, seine Auslagen und Opfer ersetzt würden. Es geschah.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Vor den Lord Mayor in London kam jüngst eine Klage ganz eigner Art. Ein armes Weib zu Exeter kam mit 2 todtgebornen Kindern nieder, die wie die flamesischen Zwillinge am Rücken zusammengewachsen waren. Die Eltern der Zwillinge waren einem Wundarzt 17 Pfund Sterling schuldig und übergaben die Mißgeburt dem Doktor als Faustpfand, um dieselbe unter seinen übrigen Kuriositäten aufzustellen. Bald darauf aber verkaufte der Wundarzt die Zwillinge, die viel Aufsehen zu erregen anfingen, um eine weit höhere Summe, als die von ihm dargeliehene, an einen andern Doktor, der die Spekulation mit den kleinen Doppelgängern noch weiter trieb, und sie nach London brachte, um sie hier für Geld sehen zu lassen oder an eine der großen Anstalten der Hauptstadt zu verkaufen. Auf die Nachricht von dem bevorstehenden Schicksal ihrer Kinder machten sich sogleich Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, mit einem hinlänglichen Gefolge von Vettern und Basen auf den Weg, um ihre Nachkommenschaft aus unberufenen Händen zu reklamiren. In dieser Absicht wendeten sie sich an den Lord Major, um seine Einschreitung anzurufen. Der Bescheid, den der neue Salomo hierüber ertheilte, ist vielleicht eben so seltsam, als der ganze Handel: die Sache falle weit über den Umkreis seiner richterlichen Befugniß hinaus, sagte er; allein, wenn ihm ein Urtheil darüber zustehe, so glaube er sich dahin erklären zu müssen, daß derjenige, der die Zwillinge durch die darau vorgenommene Präparation zu einem verkäuflich gangbaren Gegenstand gemacht habe, es allein sey, der gesetzliche Ansprüche darauf zu machen habe und daher auch das Recht, über sie als Eigenthum zu verfügen; doch werde derselbe sich von wegen der Billigkeit bereit finden lassen, den höheren Erlös, nach Abzug der gehabten Auslagen, den Eltern der fraglichen Mißgeburt zu erstatten. Letztere bezeigten jedoch über diese Weisung große Unzufriedenheit.

Dr. **Hufeland** hat in Berliner Blättern eine Abhandlung über das Lebendigbegraben einrücken lassen. Zur möglichsten Abwendung dieses schrecklichen Unglücks schlägt er vor, in den einzelnen Kirchspielen der Hauptstadt mittelst Subscription Leichenhäuser zu errichten. Er erinnert daran, daß vor beinahe fünfzig Jahren, auf seinen Vorschlag, in Weimar ein Leichenhaus begründet und diese Einrichtung seitdem mit vielem Erfolg (?) in Frankfurt a. M. und andern Orten nachgeahmt worden sey.

Clark, Bracy, Hippodonomia, oder: Der wahre Bau, die Naturgesetze und Einrichtung des Pferdefußes. Mit 21 lithographirten Tafeln. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt. gr. 4. 1832. 4 fl. 45 kr., bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

In Bezug auf das unter vorstehendem Titel erschienene Werk theilen wir die folgenden für Pferdeliebhaber interessanten Bemerkungen eines Sachkenners mit. Dieser sagt also:

Da bereits anderthalb Jahre verflossen sind, seitdem ich die Bracy-Clark'sche Beschlagmethode einführte und nun hinlängliche Beweise und Erfahrung, nicht allein von ihrer Zweckmäßigkeit, sondern auch von ihrem nutzlichen Einfluß auf die Gesundheit der Füße und den sichern Gang der Pferde, erlangt habe, so glaube ich es dem Wort eil meiner Mitbürger schuldig zu seyn, ein Urtheil darüber öffentlich auszusprechen und sie ihnen anzuempfehlen. Es hat sich diese Beschlagmethode in aller Hinsicht bewährt und um in Etwas eine Idee zu geben, wie und warum sie so großen Nutzen gewährt, möge man folgende Betrachtungen einstweilen beherzigen. Bei der nächsten Gewerbausstellung vielleicht ein Mehreres.

Wenn man den Gang des Pferdes und den Gebrauch seiner Glieder dabei mit Aufmerksamkeit betrachtet, so muß uns eine Eigenschaft auffallen, die wohl schon Mancher übersah, welcher Pferde benutzte und behandelte.

Digitized by Google

Das Pferd läuft und springt mit seiner eigenen Last und mit der des Reuters oder Wagens über Steinpflaster und den härtesten Boden in größter Schnelligkeit, ohne daß von der durch die Geschwindigkeit vermehrten Kraft des Rosses der Huf in Stücke springt; es müssen dafür die Hufe desselben eine bedeutende Federkraft und mit ihr Bewegung besitzen. Indem aber das Pferd Einhufer ist und sämmtliche Fußknochen mit ihren Hebeln und Bändern in einer Bedeckung verschlossen sind, so muß, um diese elastische Bewegung zu gestatten, eine große Harmonie und äusserst künstliche Einrichtung aller der kleinsten Theile, sowohl der äusseren Bedeckung, als ihres Inhaltes, statt finden, wodurch dann diese Bewegung unserm Auge weniger sichtbar erscheint, als bei allen andern Thieren, deren Hufe gespalten oder in Klauen getheilt sind.

Des Pferdes Huf im natürlichen Zustande nutzt sich immerwährend ab und ersetzt sich eben so immerwährend und zwar stets in zirkelförmiger Gestalt, in gleichförmigem Wachsthum aller seiner Theile und im schönsten Ebenmaße derselben.

Wir nehmen dasselbe in unsern Gebrauch, bürden ihm Lasten auf und nöthigen es zu Bewegungen auf künstlichen Wegen, wo der Huf mehr abgenutzt wird, als die Natur ersetzt; unser Vortheil erheischt daher, denselben gegen diesen Nachtheil zu bewaffnen. Auf diese Art ist der Beschlag entstanden, aber was ist nun hiervon die Folge? Der Huf des Pferdes wird in seinem ganzen Umfange auf einen eisernen Ring befestigt, die Bewegung desselben gehindert, die Elastizität größtentheils aufgehoben und auf diese Art der Stoß, der nun nicht mehr in dem Hufe die erste Brechung erleidet, auf alle übrigen Theile des Schenkels, bis zur Schulter hinauf, direkt übertragen. Diese Wirkung würde noch weit störender seyn, wenn das Eisen dergestalt auf den Huf befestigt werden könnte, daß es mit ihm eine Masse ausmachte, allein dieses ist nicht der Fall, denn durch das immerwährende Bestreben des Hufes seiner elastischen Bewegung zu, müssen die Nägel in den Nageliöchern, sowohl im Eisen, als im Hufe selbst, nachgeben; ausserdem besitzt auch der Raum in der Wand, welchen die Nägel durchstreichen, an sich selbst Elastizität, daher dieses alles zur Linderung der Spannung beiträgt. Wie nun hierdurch alle übrigen Theile der Schenkel mehr in Anspruch genommen werden und leiden, je nachdem sie mehr oder weniger Mängel in der richtigen Construction der Winkel, in Bezug auf die festen Theile oder der Breite oder der Stärke der Bänder besitzen, wie alle auf solche Art vor der Zeit abgenutzt werden und Gallen, Sehnenklapp, Schultersteifheit, unsicheren Tritt und Oberbein als Folge davon, entstehen, wird Jedem einleuchten, der nur einen Blick in die Mechanik des thierischen Organismus gethan hat. Wir haben aber noch eine andere Folge zu betrachten. In der Natur besteht eine ewige Erzeugung und Zersetzung oder Zerstörung. Vom Gleichgewicht im Ganzen wird Gesundheit, Kraft und Dauer bestimmt; Aufhebung desselben das Ende. Bei dem jungen Thiere ist die produktive Kraft die überwiegende; die Hufe sind zarter, wachsen aber auch schneller; mit der Ausbildung der letzten Pferdezähne, nach dem fünften Jahre, sind sie erst gänzlich in den richtigen Formen, Verhältnissen und Bestandtheilen und bis zu dieser Periode ist es, wo der Einfluß des Beschlags sich am nachtheiligsten erweiset und die Dauer und die Länge der Dienstzeit bedingt. Mit der Befestigung des Hufes auf einen starken eisernen Ring wird nicht allein die Federkraft gestört, sondern auch eine ganz andere Art von Ersetzung oder Wachsthum erzeugt. Nach dem natürlichen Gange nähern sich alle Theile stets den runden Formen, der Huf wächst nach allen Seiten in die Runde; bei der Aufheftung auf einen eisernen Ring aber, welche, wohl zu merken, Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht statt findet, ist er genöthigt, in die Länge zu wachsen; die hinteren Parthien verengern sich nach und nach, das Wegschneiden des Strahlkissens und der Eckstäulen und die hierdurch erfolgende Austrocknung und Zusammenschrumpfung wirken mit und so entsteht zuletzt eine solche naturwidrige Form in allen Theilen des Fußes, daß jede freie Bewegung des Thieres aufhören muß, indem es die Mittel nicht mehr dazu besitzt.

Mit diesen Ansichten über die Verrichtungen des Pferdefußes konnte mir wohl nichts Interessanteres seyn, als die Bekanntschaft eines Mannes, wie Herr Bracy Clark, der sich über dreißig Jahre mit Versuchen und Forschen beschäftigt hatte, um eine Beschlagart zu finden, wodurch den Leiden dieses nützlichen Hausthieres ein Ende gemacht werden könnte. Wiewohl mir beide Arten von Hufeisen, welche er in seinem Werke aufs Genauere angiebt, das eine mit dem doppelten Gewerbe und das andere einseitig gelochte, sogleich als den natürlichen Verrichtungen des Hufes entsprechend, einleuchteten, so begnügte ich mich dennoch bisher mit der Anwendung des letzteren, indem in der anderthalb Jahren, wo ich solche eingeführt und auf mancherlei Art erprobt habe, mir viele auffallend nützliche Resultate vorgekommen sind, welche anzuführen hier der Raum nicht gestatten möchte. Zum Ruhm der hiesigen Herren Schmiedemeister muß ich anzeigen, wie manche nicht allein das Werk des Herrn Bracy Clark angeschafft, sondern auch desse treffliche Ideen begriffen zu haben, durch Ausführung und Anwendung erwiesen haben. Es ergeht an diese meine Bitte, bei der von der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc. veranstalteten Gewerbausstellung durch eine Lieferung solcher Clark'schen Hufeisen ihren Mitbürgern die Proben ihrer Geschicklichkeit darzuthun; für das, die Einwirkung des Beschlags auf den Pferdefuß zu versinnlichen, Erforderliche werde ich Sorge tragen, so wie die nöthigen Erklärungen dazu liefern.

Dr. Wohler, Stadtstallmeister.

Berichtigung.

Von einem Sachkenner ist uns folgende Berichtigung eingesendet worden:

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen nachstehende historische Notizen, in Beziehung auf die in Nummer 165 — 167 der Didaskalia aufgenommene, unsern unsterblichen Mozart angehende Erzählung zur gefälligen Einrückung in eine der nächsten Nummern Ihres erwähnten Blattes, mitzutheilen.

1. Mozart schrieb seine Zauberflote im Sommer 1791, zu welcher Zeit Haydn in London und Gluck gar nicht mehr am Leben waren. Gluck war 1714 geboren und am 15. November 1787 gestorben.

2. Mozart war nicht im Jahr 1769, sondern 1770 in Rom, als er Allegris Miserere nach einmaliger Anhörung aus dem Gedächtniß notirte. — Man kann hierüber den Brief von Mozarts Vater nachlesen, welchen dieser unterm 14. April 1770 nach Wien geschrieben, so wie sich dann auch aus der Nachschrift von Mozarten selbst ergiebt, in welcher Gemüthsstimmung er damals war. Beides steht Pag. 192 und 193 in der neuesten Mozartschen Biographie, Leipzig, 1828.

3. Den Orden vom goldenen Sporn erhielt Mozart erst im Juli 1770 bei seiner Ruckkunft aus Neapel nach Rom und zwar auf Veranlassung des Cardinals Pallavicini, der ihn damit überraschte. Eine Audienz beim Papst fiel erst später vor.

4. Wenn derjenige Mann, welcher das Requiem bestellt und der geheimnißvolle Fremde aus der Sixtinischen Capelle eine und dieselbe Person seyn sollen, so muß es der Haushofmeister des Grafen von Waldseck gewesen seyn, da letzterer Cavalier durch diesen seinen Hausbedienten das Requiem bei Mozart hatte bestellen lassen; wie man dies, so wie die ganze Geschichte über die Entstehung und Bekanntwerdung des Mozart'schen Requiems in G. Webers Ergebnisse historisch nachgewiesen findet.

Offenbach, den 19. Juni 1833.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 25. Juni. Minna von Barnhelm, oder: Das Soldatenglück, Lustspiel in fünf Abtheilungen, von G. E. Lessing.

Redacteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 173. Dienstag, den 25. Juni 1833.

Kosziuszko und der Riemer.

Vor ohngefähr vierzig Jahren wohnte in Warschau ein ehrlicher Riemer, mit einer zahlreichen Familie, zu deren Ernährung seine Arbeit nicht zureichte: nicht aber weil er es an Fleiß und gutem Willen hätte ermangeln lassen, sondern weil es in dem damals durch den Krieg erschöpften Lande oft an Arbeit fehlte, während die Lebensmittel sich zu übermäßigen Preisen erhielten. Sein Haus bot daher ein Gemälde des entsetzlichsten Elendes dar; hier sah man kleine Würmer vor Hunger schreien, dort eine abgemagerte Gattin von Strapatzen und Arbeit nahe daran, den Geist aufzugeben; weiter hin einen greisen Vater, sich den Tod wünschend, damit die unglückliche Haushaltung einen Mund weniger zu füttern hätte; kurz, wo man hinsah nichts als Gegenstände des Jammers in Thränen und Betrübniß. Um so viele Leiden zu mildern, hatte der unglückliche Riemer Schulden gemacht, und bald an einer bessern Zukunft verzweifelnd, und von seinen Gläubigern gedrängt, faßte er den schrecklichen Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Sein Haus verlassend und außer sich vor Angst in Warschaus Straßen umher irrend, will er den unglücklichen Vorsatz ausführen, als jubelndes Geschrei an sein Ohr schlägt. Laute Aeußerungen von Freude zerreißen einem Verzweifelnden vollends das Herz. Erbittert und empört frägt der Unglückliche einige Vorübergehende, was es denn gebe, und warum man so lärmend jubele. „Wer seyd Ihr denn," erhält er zur Antwort, „daß Ihr nicht wisset, daß der Generalissimus heute seinen Einzug in die Hauptstadt hält? . . . Ah! seht, da kommt er!" . . . „Der Generalissimus! der Generalissimus!" erscholl es aus tausend Kehlen; „er lebe! er lebe!"

Sey es nun, daß die allgemeine Aufwallung sich seiner ebenfalls bemächtigte, oder daß der immer mehr anwachsende Haufen ihn am Weitergehen hinderte, kurz, er blieb stehen wie die Andern. — Seys denn, sagte er zu sich selbst, ich will ihn auch sehen. Und bald erblickt er den edlen Krieger, dem die Nation ihr Geschick übergeben hatte, das Oberhaupt der polnischen Insurektion im Jahr 1794. Auf einem prächtigen Pferde reitend, war er nur als Bauer gekleidet; die Haltung aber verrieth den großen Mann, die Rüstung bezeichnete den Krieger, und ein freundliches Lächeln gab den Menschenfreund kund. Der arme Riemer schlug seine Augen auf und sein Blick begegnete dem des Helden. Bei diesem Blick, wie von einem mächtigen Zauber erfaßt, hoffte er wieder auf Glück, er wird wieder heiter und seine Lippen lispeln, ohne es zu wissen: „Kosciuszko!"

Wer in der That in Kosciuszko blos den Krieger sehen wollte, würde mit der Hälfte seiner Tugenden unbekannt bleiben. Eben so sehr Bürger als Soldat, für die Freundschaft eben so geschaffen als für die Bewunderung, von den Völkern geliebt und von den Herrschern geschätzt, hatte sich Kosciuszko unter den armen Klassen den Namen des Trösters erworben. Er war nicht reich, allein seine Wohlthaten standen denen der Reichsten nicht nach, und fehlte es ihm an Geld, so nahm er seine Zuflucht zu erfinderischen Ideen, die der Armuth Hülfsmittel zum Erwerb darboten. Das Volk in Warschau wußte das, und für den armen Riemer war, Kosciuszko gesehen und einen Blick von ihm erhalten zu haben, so viel, als schon Hülfe gefunden zu haben. Von dem Augenblick an beschloß er zu leben, und nach Haus zurückgekehrt, rief er seiner unglücklichen Familie zu: „Freunde, wir sind gerettet! Kosciuszko ist in Warschau!" — Kosciuszko! riefen die Kleinen mit kindlicher Freude! — Kosciuszko! wiederholte die Gattin mit auflebender Hoffnung. — Kosciuszko! lispelte auch der Greis, den Blick zum Himmel gerichtet. Und die Freude schlug in aller Herzen wieder ihren Sitz auf.

— Ja, sagte darauf der Meister, ich sahe ihn und auch Er sah mich. Er hielt an der Spitze unserer tapfern Krieger durch die Straße der Krakauer Vorstadt seinen Einzug, und das Volk begrüßte ihn mit lautem Jubel. Heute will ich ihn nicht belästigen, denn es ist sehr spät und überdies warten wichtige Geschäfte auf ihn; aber morgen bei Anbruch des Tages eile ich zu ihm und er wird uns zuverlässig helfen, denn er ist eben so edelmüthig als tapfer. — Du hast Recht, mein Sohn, versetzte der Greis; geh zu Kosciuszko; es ist ohne Beispiel, daß er einem tugendhaften Armen nicht geholfen hätte.

Den nächsten Morgen stand unser Riemer vor Sonnenaufgang auf, aber nicht früher als Kosciuszko. Das Vaterland hatte ihm sein Geschick anvertrauet, und die Größe dieses Auftrages fühlend, wachte Kosciuszko. Der Handwerker fand ihn bereits in der Umgebung der obersten Regierungsbehörden. Wie aber der Arme in jeder Stunde

Digitized by Google

zum Helden freien Zutritt hatte, so wurde auch der Riemer sofort vorgelassen. — „Was wollt Ihr? fragte Kosciuszko ihn freundlich. — Hülfe, antwortete rasch der Mann, sich verbeugend. — Verbeuget Euch nicht so tief, mein Freund, versetzte der Generalissimus, ich bin ein Mensch wie Ihr: sagte mir unverhohlen, was Euch fehlt. — Ich bin ein armer Riemer, erwiederte der Arme, ich habe eine zahlreiche Familie und keine Arbeit, bin verschuldet und ohne Hülfsmittel, wir alle sind nahe daran, Hungers zu sterben. — Arme Menschen, rief der Held gerührt, warum bin ich nicht reich! Hier ist Alles, was ich bei mir habe, vierzig Gulden; nehmt sie und kauft Brod dafür für Eure Familie. . . . Ich kann Euch nicht mehr geben. Dies sagte er mit schmerzlicher Theilnahme und schwieg; dann begann er von neuem: „Allein es dünkt mir, mein Freund, daß Eure Profession Euch im Kriege nicht ohne Arbeit lassen müßte." — Ach! Generalissimus, erwiederte der Riemer, ich habe mein bestes Handwerkszeug verkaufen müssen, um nicht Hungers zu sterben; ich habe keinen Credit, und kann kaum einige elende Reitgerten an den Mann bringen. — Reitpeitschen, unterbrach ihn der Generalissimus; ich glaube, ich bedarf deren selbst, denn wenn man sich mit den Kosacken herumschlägt, kann man nicht zuviel davon haben; machet sogleich einige für mich und Gott stehe Euch dabei bei! — Sie sollen bedient werden, Bürger Generalissimus, rief der Professionist vor Freude außer sich. Und als er bereits an der Thür war, rief ihm Kosciuszko noch zu: Machet, so viel Ihr könnt, fertig; ich werde sie in diesen Tagen selbst abholen.

Der Riemer antwortete blos durch eine tiefe Verneigung; in einem Augenblick hat er seine Dachstube wieder erreicht und giebt sich nun singend an die Arbeit. Zwei Tage reichten hin, eine gute Anzahl Reitgerten zu verfertigen. Den dritten Tag war er mit Tagesanbruch aufgestanden, den versprochenen Besuch des Helden des Tages erwartend. Das war ein Familienfest. Der Professionist und sein Vater setzten sich vor die Thüre der kleinen Bude und die Kinder in ihrem Sonntagsstaate mit ihren besten Lumpen sprachen auf ihre Weise von der großen Ehre, die ihrer warte; selbst die Frau hatte, gestärkt durch Freude und Nahrung, ihr Leidenslager verlassen, um ihren Retter besser zu sehen.

Sie durften nicht lange warten; das den Armen gegebene Wort war Kosciuszko heilig; die wichtigsten Geschäfte hielten ihn nicht ab, es zu halten. Ausgeritten, um die Festungswerke der Stadt zu besichtigen, nahm er absichtlich seinen Weg durch die Straße Freta, in welcher der Riemer wohnte! — Er kommt! er kommt! schrieen die Kinder, zu ihrer Mutter eilend. Wirklich bog auch ein zahlreicher Zug in die Straße ein und der Held ward, umgeben von einem glänzenden Stabe, der aus der Blüthe der Jugend des Landes bestand, sichtbar. Als er den Riemer gewahr geworden war, hielt er, zur Verwunderung seines Gefolges, vor dessen Bude an: — „Hier," sprach er, „kaufe ich meine Reitgerten" und, sich zum Riemer wendend, der mit entblößtem Haupte in Begleitung seiner kleinen Familie zu ihm heantrat: — „Bedecket Euch," rief er ihm zu und gebt mir eine von Euren Reitgerten." — Er probirte sie, dann fragte er: „Was ist dafür?" — „Was Ihnen, Bürger-Generalissimus, belieben wird," antwortete der Riemer verlegen. Der Generalissimus warf ihm einen Thaler zu und, sich zu seinem Gefolge wendend: „In der That, meine Herren, das sind vortreffliche Reitgerten!" Dies sagend, gab er seinem Pferde die Sporen und ritt weiter.

Nun wurde das Drängen des ganzen Stabes zu den Reitgerten groß, die der Chef empfohlen hatte. Auf den Preis kam es gar nicht an; man wollte sie durchaus haben, riß sie dem Riemer aus der Hand und Jeder galoppirte, nachdem er ihm sein Geld zugeworfen, dem Chef nach. In einem Augenblick waren der Hut und die Taschen des Meisters voll Gold und Silber; der ganze Vorrath von Reitgerten war aufgeräumt und die zuletzt Gekommenen mußten sich mit einer Vertröstung auf morgen begnügen. Das Volk und die Nachbarn, die Zeuge dieser Scene waren, wußten lange nicht, was sie dazu sagen und davon denken sollten; als aber die Sache bekannt wurde, machte sich von allen Seiten der Ausruf Luft: Es lebe, es lebe Kosciuszko!

Unser Riemer aber konnte seinen Schatz nicht genug betrachten; er zweifelte immer noch, daß es Wirklichkeit und kein Traum sey. Von diesem Tage an kam sein Geschäft immer mehr in Gang und die Nachfrage nach Reitgerten wurde so bedeutend, daß er kaum so viel liefern konnte, als verlangt wurden. Er brachte sein Geschäft wieder in Ordnung, bezahlte seine Schulden, erzog seine Kinder, nahm mehre Arbeiter an und erwarb ein kleines Vermögen. Dieses Alles verdankte er Kosciuszko und seiner erfinderischen Idee, denn das Losungswort eines solchen Chefs mußte, selbst bei einem blos den Geschmack betreffenden Gegenstande, auf Alles, was sich ihm näherte, diese magische Wirkung aussern.

Eine Mystifikation aus früherer Zeit.

(Schluß)

Die Königin klagte jedoch bitter über dieß Unrecht, diese kränkende Behandlung, daß der Schloßhauptmann, solches berichtend, den Rückbefehl erhielt, die Fürstin ihrer Haft zu entlassen.

Nachdem des Herzogs Zorn sich gelegt, hatte er kühler nachgedacht. Der langgenährte Glaube an die hohe Abkunft der Dame war doch so fest gewurzelt, daß er kaum sich vom Gegentheil überzeugen konnte. Als der Herzog zurückkam, waren indessen wieder seltsame Umstände eingetreten. Einer ihrer Diener nach dem andern verschwand. Die Geldmittel wurden karger und am Ende blieb ihr nur eine Kammerfrau übrig. Auch dieß erregte Verdacht, zumal man deren keinen mehr finden konnte, sie also offenbar schnell das Land verlassen hatten. Auf's Neue zweifelhaft, stellte man Berechnungen an und fand, daß die Dame viel zu jung für die Königin Anna sey. Obwohl in eine sehr milde, wurde sie darauf doch wieder in Haft gebracht. Tiefen Schmerz äußerte sie nun wieder. Ihre Thränen rannen ohne Ende und vielleicht würde der Herzog sich dennoch haben abermals täuschen lassen, hätte nicht sein Bruder, Herzog Johann Wilhelm, der sich in Paris aufhielt und hier genaue Nachricht über den Tod der Königin Anna eingezogen hatte, ihm geschrieben: Es liege

Digitized by Google

klar vor, daß die Dame eine schändliche Betrügerin mit gerechtem Verdachte des Diebstahls sey, da es sich klar herausstelle, sie sey eine Zofe der Königin Anna, die allerdings einige Aehnlichkeit mit ihrer Herrin habe, diese aber nach ihrem Hintritt auf's Schändlichste bestohlen habe.

Der Eindruck dieser Zeilen auf den Herzog war mächtig. Er begab sich selbst zu der Verhafteten, und las ihr den Brief vor. Seine Stimme bebte dabei, denn er fühlte es, geschah ihr Unrecht, was er ihr gegenüber manchmal noch glauben mußte, so war es ein schauderhaftes.

Nichtsdestoweniger beobachtete er sie scharf. Als er den Brief gelesen hatte, ließ er sein Auge mit durchdringender Schärfe auf ihr ruhen. Sie sah ihm in das Auge fest, wie eine Schuldlose. Sie sprach kein Wort zu ihrer Vertheidigung; aber ihre Thränen rannen stromweise und tiefe Seufzer hoben die belastete Brust. — Sie spielte die Tiefgebeugte, die Schuldlosleidende wieder mit aller schlaukerechneten Kunst. Manchmal wankte der Herzog, wenn er in das seelenvolle Auge, in das engelschöne Gesicht sah und es wollte ihn bedünken, als könne so viel Verworfenheit sich nicht in so schöner Hülle bergen; aber dennoch sprachen die vorliegenden Beweise so klar, so kräftig, daß er wieder an der Betrügerei nicht zu zweifeln konnte.

Ohne sich selbst ganz klar zu seyn, entfernte er sich. Die Verhaftung jedoch dauerte fort, bis sich die Unschuld würde klar ermittelt haben.

Die Geschichte war indessen ruchbar geworden und selbst, durch die Vermittelung des Herzogs Johann Wilhelm wahrscheinlich, zu den Ohren des Herzogs Wilhelm von Jülich, der Anna's Bruder war, gedrungen. Dieser sandte einen seiner treuesten Diener an den Herzog Johann von Gotha und ließ ihm kund thun, wie das Weib eine ruchlose Betrügerin sey, da es nur zu gewiß sey, daß Anna von England als Opfer ihres sittenlosen Gatten gefallen sey. Der Gesandte überzeugte sich aber auch persönlich davon, da er die verstorbene Königin genau gekannt. Jetzt fiel alle Täuschung und die Betrügerin war entlarvt.

Sie wurde nun vor Gericht gestellt und ihr Prozeß eingeleitet; allein alle Bemühungen scheiterten an ihrem Läugnen. Es war umsonst, ihr ein Geständniß zu entlocken, selbst da nicht, als der Herzog völlige Straflosigkeit ihr verhieß, wenn sie die Wahrheit bekenne.

Der Herzog, so wie die Richter sahen es nun ein, daß Güte nicht fruchte und nun drohte man ihr mit der ganzen Schärfe der Gesetze.

Diese Drohung erschütterte sie. Jammernd fiel sie zu des Herzogs Füßen und flehte um Gnade, indem sie angab, sie sey zwar nicht Anna von England, sondern eine Gräfin von Ostfriesland.

Dieses Bekenntniß meldete der Herzog Johann sogleich nach Jülich, da der Herzog von Jülich auf der Bestrafung der Betrügerin bestanden hatte. Allein der Eilbote brachte die Kunde zurück, auch das sey eine — Lüge.

Neue Drohungen entlockten ihr jetzt das Bekenntniß, sie sey eine Gräfin Rietberg aus der nächsten Umgebung der Königin Anna.

Auch diese Erklärung wurde nach Jülich berichtet, allein, wie die andre, für eine Lüge erklärt.

Jetzt riß Herzog Johanns Geduld. Der Scharfrichter von Jena wurde beschieden und alle Anstalten zur Folter gemacht. Diese Vorbereitungen vernichteten sie gänzlich. Weinend und bebend bekannte sie nun, sie heiße Wallburgis, sey die uneheliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve und durch die Gräfin Rietberg Zofe bei der Königin Anna geworden, habe deren Vertrauen in hohem Grade besessen und sey reich beschenkt von ihr entlassen worden, kurz vor ihrem Tode, weil der König eine strafbare Neigung auf sie geworfen. Sie bekräftigte diese Erklärung mit den stärksten Schwüren.

Das Urtheil ihrer Richter fiel dahin aus, daß sie lebenslängliche Haft verwirkt habe. Geduldig fügte sie sich diesem Urtheil und wurde nun auf die Burg Tenneberg im Thüringer Walde gebracht, wo sie auch starb.

Wie sehr sie aber auch diese letzte Aussage verbürgt hatte, so war auch sie eine Lüge. Ganz genaue Nachforschungen erwiesen später, daß sie die uneheliche Tochter eines Grafen war. Sie war Anna's Gürtelmagd gewesen und die Concubine Heinrichs VIII., ja die wahrscheinliche Ursache der Verstoßung ihrer Herrin, mit der sie bald, für sie aber wohlverdient, das Loos der Verstoßung theilte. Nach Anna's Tode hatte sie sich ihres Siegelringes und mancher Kleinodien und Schätze zu bemächtigen gewußt, wodurch ihr jene Täuschung möglich geworden war.

L.

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tags.

Ein Pächter aus den Vogesen, Namens Apel, reiste mit seinen 3 Söhnen, von denen der älteste 17 Jahre alt war, im vorigen Monate nach Paris, um von da aus über Havre nach Amerika zu gehen. Unterwegs hatte sich ein Mann, angeblich ein Lothringer, zu ihnen gesellt, der ebenfalls nach Amerika zu wollen vorgab, und in Paris mit ihnen in demselben Gasthof logirte. Gleich nach ihrer Ankunft kam ein Engländer, wie er sich nannte, zu ihnen, der sich gegen Apel erbot, ihm sein Silbergeld, das 2700 Franken betrug, gegen Gold umzusetzen. Während Apel das Gold aufzählte, ging der Lothringer mit dem ältesten Sohne fort, um ihm eine Mütze zu kaufen. Sogleich fiel nun der Engländer über den Pächter her, schlug ihn zu Boden und entfloh mit den 2700 Franken. Apel machte, sobald er wieder zu sich gekommen war, dem Polizeikommissär die nöthige Anzeige, wartete aber den ganzen Abend vergeblich auf seinen Sohn und den Lothringer; endlich fand er am andern Morgen die Leiche des Erstern mit Stichwunden bedeckt im Leichenschauhause; Matrosen hatten den todten Körper aus der Seine dahin geschafft. Die Polizei ist den ruchlosen Mördern bereits auf der Spur.

Einfaches Mittel, Ratten zu vertreiben: Man schneidet eine Anzahl Korkstöpsel in Scheiben von der Stärke eines Viergroschenstücks, taucht sie in Fett, röstet sie und legt sie den Ratten in den Weg. Sie verzehren diese Stückchen als große Leckerbissen, sterben aber alle an Unverdaulichkeit.

Seit einigen Wochen hält sich Dr. Alcibiades v. Tavernier, aus Bucharest, in Leipzig auf. Dieser

Digitized by Google

durch vieljährige Reisen im Orient berühmt gewordene Peregrinomane kämpfte als Jüngling unter Napoleons Garde, wurde nach der Leipziger Schlacht, mit Wunden bedeckt, nach Rußland transportirt, widmete sich der Heilkunde, suchte mit wahrhaft philantropischer Lebensverachtung an den Quellen des Nils in Abyssinien, in Syrien, Arabien, Persien, Armenien, der Tartarei und den unermeßlichen Provinzen Asiens bis an die chinesische Mauer die schrecklichen Epidemien der Pest und Cholera auf, beobachtete ihre Erzeugung, ihr Fortschreiten, Rückwärtsgehen und Verschwinden und die bei den verschiedenen Völkern üblichen mannigfaltigen Heilarten derselben und rettete durch eine von ihm selbst erfundene Methode vielen Pest- und Cholerakranken, unter ihnen dem Patriarchen von Jerusalem und sich selbst, das Leben. Die Früchte seiner Erfahrungen ließ er 1831 in französischer und in slavischer Sprache zu Bucharest drucken und viele europäische Aerzte, vorzüglich aber in Wien und Paris, wo auf Befehl der Regierungen sein Heilsystem geprüft wurde, benutzten sie mit großem Glück. Er beweist in seiner Broschüre, daß Pest, Cholera und gelbes Fieber nur endemisch und klimatisch modifizirte Abarten eines und desselben Grundübels seyen, das er darum selbst le fléau trinitaire des mortels, der Sterblichen dreifache Geisel, nennt. Zu sicherer Heilung jener schrecklichsten aller Krankheiten empfiehlt Dr. Tavernier, ausser einigen pharmaceutischen Mitteln, die er angiebt, vor allen den Gebrauch des Eises. Er reiste aus der Moldau nach Leipzig und Jena, theils um die vorzüglichsten deutschen Aerzte kennen zu lernen, theils um seinem System durch eine hier zu bewirkende neue Auflage seiner Schrift weitere Ausdehnung zu geben.

In der Münchener Vorstadt Au und in Haidhausen sind eine Menge Köpfe durch einen im Jahre 1827 geschriebenen und wunderbar aussehenden aufgefundenen prophetischen Brief verrückt geworden; indem derselbe die furchtbarsten Prophezeihungen auf den kommenden April 1834 enthalten sollte. Dies mystische Schreiben soll mit goldenen Lettern furchtbare Pestkrankheiten, Krieg und Blutbäder aller Art aussprechen, und so unsinnig dergleichen Dinge sind, so fehlt es doch nicht an Leuten, welche solchen Albernheiten anhängen, und die Unbefangenen in Angst zu setzen suchen.

Korrespondenz.

Mainz, den 16. Juni 1833.

Unser Kunstverein, welcher, gestiftet im Jahr 1823 von den Herren Jung, Müller und Braun, dieses Jahr bereits sein Decennium feiert, folglich der älteste aller deutschen Kunstvereine ist und nun nach so manchen Erfahrungen in seinem Kreise und mit der Vergleichung der Einrichtungen anderer Vereine dieser Art, seine Statuten erneuerte, hat beschlossen, die vierte größere öffentliche Kunstausstellung zu halten und deßhalb folgende

Aufforderung

an die Künstler und Besitzer von Kunstwerken lebender Meister erlassen:

„Den Künstlern unserer Nachbarstädte und derjenigen, welche durch leichte Verbindungswege die Mittheilung erleichtern, also Straßburg, Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Coblenz, Cölln und Düsseldorf, macht der Mainzer Kunstverein bekannt, daß er am 18. Juli dieses Jahrs an eine öffentliche Ausstellung von Kunstwerken blos lebender Meister im malerischen und plastischen Fache halten werde. Wer also sein Werk einem größeren Publikum, das während der Bade- und Reisezeit sich in Mainz zahlreich einzufinden pflegt, darzustellen wünscht, ist gebeten, dies vor dem 15. Juli längstens zu thun. Der Verein wird die Kosten der Her- und Hinsendung von den genannten Städten tragen und auf sorgfältige Bewahrung der Kunstwerke alle Sorgfalt verwenden. Die Sendung geschieht unter der Adresse: ‚An den Mainzer Kunstverein, Gegenstände für die Ausstellung.' Zum Zwecke des Verkaufs bittet man, den nächsten Preis zu bemerken. Der Ertrag der mit einem Eintrittspreis von 24 kr. für den Einzelnen und von 1 fl. für ein Familienbillet begleiteten Ausstellung, soll für den großen Zweck, den der Kunstverein als einen seiner vorzüglichsten ansieht, der Errichtung des Monumentes für Gutenberg, bestimmt seyn und der Gedanke, für ein solches universales Denkmal mitzuwirken, wird gewiß jeden Künstler begeistern, unsere Ausstellung zu verherrlichen, wie auch das Publikum zu einem zahlreichen Besuche ermuntern.

Der Vorstand."

Da der Vorstand hier des Gutenbergischen Monuments erwähnt, wofür der Verein, der bereits über 1500 fl. allein beigetragen hat, ebenfalls so thätig wirken will, so muß ich bemerken, daß wieder einige auswärtige Beiträge eingegangen sind. Aus Oldenburg, wo sich Hofrath Starkloff der Sache warm angenommen hat, sind über 400 Thlr., als auf die Post gegeben, angezeigt; ein hoher Ungenannter hat 300 fl. eingesendet; aus Leipzig sind von den Buchhändlern 463 fl. eingegangen; ein Engländer, aus Bristol, hat 5 Guineen gesandt und so ist das Unternehmen im besten Fortgange, bedarf jedoch immer noch der größten Unterstützung, wenn es, nach dem Plane der Unternehmer, die Ehre der Welt und der Stadt Mainz werden soll. Da die Idee zur Ausführung von Thorwaldsen ausgehen wird, so kann man nicht anders, als Großes erwarten und wirklich will der edle Künstler, ehe er von Rom nach Copenhagen reisen wird, uns mit dem kleinen Musterbild erfreuen. Welchen Fortgang diese Sache weiter nehmen wird, behalte ich mir vor, getreu zu berichten.

G.

Mainz, 19. Juni.

Die Grippe hat nun wohl ihren Kreislauf in unserer Stadt bald vollendet, nachdem sie gewiß mehr als die Hälfte der Bevölkerung heimgesucht hatte. Besonders bösartig und Opfer fordernd, hat sich indessen diese jedenfalls zwar immer höchst unangenehme Krankheit hier nicht gezeigt, wie man vielleicht aus einem neuerlichen aus Frankfurt datirten Artikel in dem Journal hätte schliessen können. Es sind wohl einige Personen gestorben, die an diesem Uebel litten, indessen war dieses wohl mehr accessorisch und eine andere Krankheit damit verbunden, so daß man sagen kann, es sey eigentlich hier Niemand an der Grippe gestorben. Wahr ist es indessen, daß diese Krankheit in der letzten Zeit, welches anfänglich nicht der Fall gewesen zu seyn scheint, eine hartnäckigere Form angenommen hat, so zwar, daß der eigentliche Verlauf der Krankheit nicht länger dauerte, wohl aber daß die völlige Genesung, d. h. das Gefühl vollkommener Wiedererlangung der Gesundheit, sich um mehrere Wochen bei vielen Personen verzögerte. Ein solches Ueberbleibsel dieser Krankheit äußerte sich gewöhnlich in einer Schwäche, Nervenreiz, nicht vollständigem Appetit und in nicht ruhigem Schlafe. Ohne weiteres Zuthun, blos durch eine gemessene Diät und Schonung des Körpers, verliert sich dieser Zustand wieder. Glücklicherweise ist indessen jetzt die Krankheit hier ganz vorüber, währenddem im Uebrigen der Gesundheitszustand in hiesiger Stadt vollkommen gut ist.

Redacteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

№ 174. Mittwoch, den 26. Juni 1833.

Der Untergang des Sturmvogels.

Unter den mannigfaltigen Papieren, welche ich in der Mappe eines schottischen Freundes fand, — erzählt Dr. Adrian in seinen neuen „Scizzen aus England", — fesselte ein Blatt, das folgende anziehende Mittheilung eines jungen reisenden Handelsmanns enthält, meine Aufmerksamkeit. Der Besitzer der Mappe verbürgte mir die buchstäbliche Wahrheit dieser Darstellung, obgleich die Einfachheit derselben eine solche Bürgschaft überflüssig machte.

Ich hatte, erzählt der junge Mann, meine Geschäfte zu Port Louis in Ordnung gebracht, meinen wenigen Bekannten auf der Insel Lebewohl gesagt, mich in meiner mächtig geräumigen Cajütte von sieben Fuß Breite und fünf Fuß Tiefe auf dem guten Schiff, der Sturmvogel, eingerichtet und meine Gedanken der Heimath und den lieben Angehörigen zugewendet. Ich war seit acht Jahren in der Fremde und hatte wegen des unsteten Lebens, welches ich führte, seit dieser Zeit wenig oder gar keine Nachrichten von einem Verwandten erhalten. Wie Vieles konnte sich seit acht Jahren verändert haben — wie manches theure Herz mochte der grüne Rasen bedecken — wie manche biedere Freundeshand mochte im Todeskampf erstarrt seyn — die Stimme des Schiffskapitäns weckte mich aus meinen Träumereien. „Wir werden eine fette Nacht bekommen!" sagte er und blickte gedankenvoll auf die zurücktretende Küste. Massen von dichten und marmorähnlichen Wolken begannen, sie zu verhüllen; der Abend kam heran und, obgleich wir kaum Wind genug hatten, um die Segel zu füllen, ließ sich doch jene unbehagliche Bewegung der Wellen verspüren, die der Matrose „eine kurze See" nennt und es stellten sich dann und wann scharfe Windstöße ein, die das Schiff einen Augenblick mit der Schnelligkeit eines Pfeiles vorwärts trieben, um es hernach wieder seinen trägen Weg durch die stoßenden Wogen pflügen zu lassen, die es abgebrochen vorwärts und rückwärts drängten. Alles deutete, wie der Kapitän bemerkte, mindestens auf eine „windige" Nacht und er sprach nicht unwahr. Ich war auf dem Deck geblieben und beobachtete schweigend die Mannschaft, die auf dem Schiff und in dem Takelwerk geschäftig war und Alles zum Empfang des Sturmes herrichtete; endlich erinnerte mich die völlige Stille umher, die nur das Brausen der Wellen an den Seiten des Schiffes und das Knarren der Maste und des Takelwerks unterbrach, an die vorgerückte Zeit und ich stieg in meinen Verschlag. Der Wind blies damals frisch aus Nordost. Ich mochte drei Stunden geschlafen haben, als ich erwachte und an dem raschen Gang des Schiffes und dem Lärm über mir merkte, daß ein heftiger Wind uns gefaßt hatte; der Hochbootsmann rief alle Hände auf. Ich eilte sogleich auf das Deck. Die Nacht war pechschwarz und der Wind blies mächtig; er wurde den folgenden Tag heftiger; in der nächsten Nacht wuchs er zu einem fürchterlichen Sturm, die See schwoll und hob sich im wörtlichen Sinne haushoch. Der Wind schlug nun nach Osten um und wir mußten Bramstängen, Kreuzstängen und Bugspriet niederlassen und so dicht als möglich beim Winde segeln;*) allein die See warf den Schnabel des Schiffes herum, so daß es fast ganz leewärts**) trieb; mit Tagesanbruch zerriß ein furchtbarer Sturm das Focksegel in Fetzen; wir hatten jetzt nur ein großes Marssegel und ein Vorstengenstagsegel***) ausgespannt und die Matrosen verweigerten es geradezu, hinaufzusteigen und ein anderes Segel an die Fockstange zu befestigen; wir hatten daher wenig Hoffnung, uns von den Küsten von Mozambique zu entfernen, um welche wir getrieben zu seyn glaubten, wenn der Wind nicht umsetzte, wozu jedoch wenig Wahrscheinlichkeit war. Der Sturm wurde, wenn möglich, heftiger, der Himmel war eine große schwarze Wolke und der Regen fiel so stark, daß man vom Ruder zum Hauptmast kaum einen Gegenstand unterscheiden konnte. Seit 36 Stunden war stets eine Pumpe in Bewegung, aber das Wasser stieg immer höher.

Am Mittag ließ der Regen plötzlich nach, der Himmel hellte sich auf und der Wind legte sich; jetzt wuchs unsere Kraft mit unserm Muthe. Der Kapitän entschloß sich nun, wenn möglich, das Schiff zu wenden. Dies glückte nach vieler Anstrengung und wir sahen zu unserer größten Freude, daß es in dieser Stellung geschützter ging und Zeit hatte, sich auf einer Welle zu heben, bevor eine andere es traf. Um 4 Uhr Mittag hatten wir bedeutenden Spielraum gewonnen. Es war zwar noch etwas Wasser zwi-

*) Beim Winde segeln heißt, gegen den Wind segeln.
**) In der Richtung, die der Wind hatte.
***) Das Segel am Stag der Vorstänge (erste Verlängerung des Fockmastes).

Digitized by Google

schen den Decken, allein man konnte hoffen, dessen gänzlich Herr zu werden, wenn sich die See einigermaßen beruhigte. Unsere Besorgnisse waren größtentheils gehoben und wir setzten uns, seit wir den Hafen verlassen hatten, zu dem ersten behaglichen Mahle nieder; niemand hatte in der That bisher nur an die Küche denken können.

Am Bord des Sturmvogels war die junge Wittwe eines englischen Handelsmanns vom Port Louis, welche mit ihrem Kinde nach Europa zurückkehren wollte. Man konnte dieser Frau seine Theilnahme nicht versagen. Ein tiefer Kummer lag auf den schönen blassen Zügen; stundenlang saß sie da und blickte auf das unschuldige Kind zu ihren Füßen, bis Thränen in ihren Augen zitterten; dann fuhr sie auf, schien lächeln zu wollen und schien sich über ihre Zerstreuung zu verwundern; aber sie bemühete sich vergeblich, das öde, trostlose Herz zu verbergen. Ihre Geschichte war ergreifend. Sie hatte geliebt, ihre Neigung wurde erwiedert, aber der Geliebte war arm. Der Priester sprach den Segen über den Bund und eine schmutzige, erbarmungslose Verwandtin wies sie aus ihrem Hause und fluchte ihr. Der Gatte hatte Freunde, die ihm eine Anstellung jenseits des Ozeans verschafften; er trennte sich mit schwerem Herzen; die Gattin sollte ihm folgen, wenn seine Lage sich günstig gestaltete. Dies war der Fall. Freudig schiffte sie sich ein; ihr Herz bebte vor Wonne bei dem Gedanken, daß sie nun bald das während der Verbannung des geliebten Mannes geborne Kind in seine Arme legen werde. Sie fand ihn auf dem Todtenbette ausgestreckt und trat mit dem Kinde die Rückreise nach England an — mit dem Gatten war ihr jede Hoffnung, jedes Glück zu Grabe getragen worden.

(Schluß folgt.)

Das Seebad bei Helgoland.

Wer eines Orginalseebades bedarf und am Genusse einer ätherischen Atmosphäre sich erquicken will, versuche das kraftvolle Nordseebad der pittoresken, einst dänischen, jetzt brittischen Felseninsel Helgoland. Beides wird er da lauter und rein, mit keiner Zugabe süßen Wassers aus der Mündung benachbarter Flüsse und keinem Zuschusse schwerer Landluft gemischt finden. Es wird alljährlich am 28. Juni eröffnet, und mit dem 15. September geschlossen. Während der Zeit kann man die Ueberfahrt dahin in bequemen Paketbooten, wöchentlich viermal von Hamburg, zweimal von Bremen und einmal von Cuxhafen, und eben so oft den Rückweg machen. Nach Verschiedenheit der Distanzen zahlt man dafür ein Fahrgeld von 5—4 und 3 Thalern. Die sehr erfahrnen und eben so höflichen, zu Abholung der Kurgäste und Fremden an diesen Plätzen stationirten Helgolander Schiffer wissen Ebbe und Fluth so umsichtig zu benutzen, daß man die überaus interessante kleine Seereise — von Cuxhafen und vom Bremer Hafen ob zehn geographische Meilen — wenn Aeolus guter Laune ist, oft in weniger als fünf Stunden zurücklegt. Besonders auf den zum erstenmale dahin gehenden Fremden machen der imposante Anblick der aus der unabsehbaren Ebene des Oceans, auf eine Höhe von 180 Fuß majestätisch erhabenen Felseninsel, der Geschützdonner des ihn empfangenden Ehrengrußes, der fröhliche Jubel der am Strande in zahlloser Menge versammelten Insulaner und ein ansprechendes musikalisches Willkommen einen unbeschreiblichen Eindruck. Seine nächste Sorge, unter 6—700 auf Unter- und Oberlande befindlichen, im englischen Geschmack möblirten Logis sich eines auszusuchen, ist, wenn auch seine Auswahl nicht durch andere Kurgäste, die ihm zuvorkamen, schon etwas beschränkt wurde, bald gehoben. Er zahlt dafür, einschließlich des Morgen- und Nachmittagkaffees, täglich einen Gulden. Das gesellige Mittagsmahl an irgend einer der Tables d'hôte, die, weil jede derselben nur auf die kleine Zahl von 20 bis höchstens 30 Personen eingerichtet ist, sämmtlich vortrefflich sind, kostet einen halben bis einen Gulden, mit Ausschluß etwa beliebter Austern, Hummer und des Weins, der, wie Alles auf Helgoland, sehr billig — die Flasche kostet sechs bis acht gGr. — und doch vorzüglich gut ist. Die Hauptsache, das köstliche, silberklare Bad selbst, nimmt er zu jeder beliebiger Tagesstunde auf dem sichern, sanften Grunde der acht Minuten vom Fuße der Felseninsel entfernten Sanddüne von einer ½ Stunde Umfang, und findet entweder an dem südwestlichen oder nordöstlichen Saume derselben, wenn nicht (wie selten) Windstille ist, immer vortrefflichen Wellenschlag. Die an sich schon angenehme gesellschaftliche Ueberfahrt, für die man hin und zurück zwei gGr. zahlt, gewährt noch das einem Badgaste wichtige Vergnügen, daß er bei seiner Ankunft auf der Badeinsel, ohne ermüdet, ohne erhitzt zu seyn, und selbst bei drückend heißer Temperatur von der erfrischenden Seeluft abgekühlt, sogleich die erste Vacanz einer Badekutsche zu Abmachung des Haupttagewerks benutzen kann. In zehn bis fünfzehn Minuten ist es vollbracht, und nur von seinem Belieben hängt es dann ab, ob er gleich in's Hauptquartier auf die Felseninsel zurückkehren, oder erst im Pavillon der Badeinsel, in dem sich stets Gesellschaft, Vormittags auch die für die Badesaison von auswärts engagirte Musikbande, befindet, eine Erfrischung zu sich nehmen und dann vor der Rückfahrt am dortigen flachen Strande noch eine Promenade machen will, die nach dem Bade sehr behaglich und auf dem kleinen Punkte inmitten eines unermeßlichen Raumes zwischen Himmel und Wasser oft um so interessanter ist, da er bei dieser Gelegenheit nicht selten merkwürdige Seeprodukte antrifft, die von der letzten Fluth ausgeworfen und von der darauf spekulirenden Helgolander Jugend nicht schon weggenommen worden. An Langeweile zu denken, oder gar sie zu fühlen, hat der Kurgast auf Helgoland keine Zeit. Der Rest des Tages, der nach dem Bade und nach vollendeter Leibespflege übrig bleibt, verschwindet ihm schnell und sehr amüsant. Die näher prüfende Ansicht des mit den mannigfaltigsten Naturmerkwürdigkeiten versehenen, im Umfang von einer halben Stunde aus dem Ocean hoch emporgehobenen Eilandes, mit seinen fruchtbaren Gärten, Feldern und Wiesen, mit einer Stadt von dreihundert Häusern und bewohnt von einem muntern, gutmüthigen, harmlosen Völkchen von dritthalbtausend Seelen, der nie ermüdende, besonders auf den höchsten Punkten eines Belvedere und des von den Engländern neu und prachtvoll erbauten Leuchtthurms rund umher durch nichts beschränkte Anblick, tief hinab auf das unermeßliche, am fernen Horizont nur von der gewölbten Himmelsdecke be-

Digitized by Google

gränzte Meer und auf die unter den Flaggen fast aller civilisirten Nationen zahlreich und nahe vorbeisegelnden oder anlegenden Schiffe — dieß würde Manchem vielleicht allein schon genügen, ihn gegen Langeweile zu schützen. Aber auch zu Vergnügungen anderer Art, unter denen die Jagd auf Seehunde und Seevögel, Scheibenschießen, Fischfang und musikalische Lustpartieen in die offene See, oder nach dem Pavillon der Badeinsel, oder um die Klippen und den sogenannten riesigen Mönch der Felseninsel die vorzüglichsten sind, hat man im täglichen Wechsel Gelegenheit. Für den letzten Abschnitt dieser eigenthümlichen Vergnügungen pflegen sich die Damen so sehr zu interessiren, daß sie sogar die sonst am Festlande ihnen so viel geltenden Theepartieen nicht selten ganz in den Hintergrund gerathen lassen. Musikalische Soirées, die sich gewöhnlich in kleine Tanzpartieen auflösen und Commerz- oder Hazardspiele für die Liebhaber beschließen die Tagesordnung, vorausgesetzt, daß es kein eigentlicher Balltag ist, denn in diesem, wenn nicht alle acht, doch sicher alle vierzehn Tage wiederkehrenden Falle siegt die Tanzsoirée, wie ein Magnet, immer noch einige Stunden des kommenden Tages anzuziehen, ein Phänomen, das sich jedoch durch die an den Bällen gern Theil nehmende Elite der tanzlustigen Insulaner, namentlich des fast durchgehends ausgezeichnet schönen weiblichen Geschlechts, leicht erklärt. Außerdem tragen auch die während der Badezeit häufigen Besuche Helgolands aus den Bädern der Küsten und Küsteninseln und von nahen und fernen Orten des Kontinents dazu bei, den dortigen Aufenthalt den Kurgästen angenehm zu machen.

Französische Preßfreiheit.

Zu Vienne, in Frankreich, hat sich eine Gesellschaft zum Schutze der Preßfreiheit gebildet. In der Einleitung zu ihrem Stiftungsvertrag stellte sie die Grundsätze auf, die ihre Gesellschaft leiten sollen. Die Preßfreiheit sey in Frankreich, sagen sie, wichtiger, als alle politischen Institutionen; das habe sich unter der Restauration gezeigt. Von 1814 — 1819 sey die Presse unter den Gesetzen von 1814, 1815 und 1817 gestanden; auch sey damals die unseligste Epoche gewesen, die Zeit der Mordthaten im Süden, der Metzeleien zu Grenoble und der Prevotalgerichtshöfe. 1819 sey die Censur abgeschafft und dem Geschwornengericht die Erkenntnisse über Preßvergehen gegeben worden, dies Jahr sey das glücklichste der Restauration gewesen. Als i. J. 1820 die Presse unter ein strenges Gesetz gestellt worden sey, hätte man wieder nichts als Verschwörungen und Schaffote gesehen; so habe sich auch das Ministerium Villele nur dadurch erhalten können. Unter dem Ministerium Polignac habe die Presse die Revolution vorbereitet, und dergl. mehr. Jetzt, wo die Presse frei ist, werde sie unter der Last gerichtlicher Verfolgungen erdrückt, und von parteiisch gewählten Jurys verurtheilt. Schutz dagegen, Unterstützung bei zuerkannten Geldstrafen sey nun der Zweck dieser Gesellschaft. — Wirklich hat auch die Presse, besonders in den Departementen, eine Hülfe nöthig, wenn sie fortbestehen will. Die Geldstrafen erschöpfen die Kräfte der Actionäre, und die meisten Zeitungen stehen sich ohnedem sehr schlecht. So ist der Précurseur z. B. vor Kurzem zu mehr als 4000 Fr. Buße verurtheilt worden; und dies Blatt deckt ohnedem, mit 800 bis 1000 Abonnenten, seine Kosten nicht. Auch eröffnet dies Blatt jetzt eine Subscription, um seiner schmalen Kasse aufzuhelfen, und das, was das Journal gesündigt, aus dem Beutel der gutmüthigen Republikaner zu bezahlen. Die Preßvereine zu Châlons und Roman unterstützen ihn hierbei. — (Rh. u. Mos. Z.)

Anekdoten.

Welche komische und drollige Scenen einem auf der Reise vorkommen, ist Jedem bekannt, der Reisen macht und gemacht hat. Auch der geniale Abt Vogler, der so berühmte Componist und mit recht wohl erste Organist der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, hatte viele dergleichen auf seinen Reisen durch ganz Europa erlebt. Lächerlich war insonderheit die Begebenheit, die sich zu Zwoll in Geldern mit ihm zutrug. Vogler kam dahin, um daselbst ein Concert zu geben. Leider fand er aber an diesem Orte keine Druckerei, wodurch er sein Vorhaben und den Gegenstand seines Tonstückes, das er spielen wollte, hätte können bekannt machen lassen. Vogler, als Fremdling in der Stadt, war dieserhalb in einer kleinen Verlegenheit, und überließ es Ihro Weisheit, dem Präsidenten und Bürgermeister, welchen Weg zur Publicität der Sache er einschlagen wolle. Gerade zu der Zeit kam auch eine Schiffsladung mit Bücklingen an. Dem Herrn Bürgermeister war diese Gelegenheit sehr erwünscht, Vogler's Ansuchen Genüge zu leisten, und es währte keine Stunde, als es unter dem lärmenden Schlag einer großen Trommel durch den Stadtausrufer in allen Straßen bekannt gemacht wurde: Die Bücklinge von Harderwyk sind angekommen und Herr Abt Vogler wird heute den Tod des Prinzen Leopold (eine große Phantasie) auf der Orgel spielen.

Ein Wahnsinniger in dem Arbeitshause zu St. Gilles war durch ein anhaltendes Studium der Regierungs-Verfassungen von Europa in die fixe Idee verfallen, daß er ein König sey. In Folge dieses großartigen Gedankens machte er im Irrenhause einen Blödsinnigen zu seinem Minister, dem außerdem noch die Pflicht oblag, seinen Herrn zu barbiren und zu bedienen. Er mußte das Essen auftragen, und wenn die Majestät speiste, hinter ihrem Stuhle stehen. Der König pflegte ganze Tage auf einem höheren, der Minister auf einem niedrigern Platz zu sitzen, und hier ertheilte Jener seinen eingebildeten Unterthanen Befehle. In diesem Verhältniß lebten Beide etwa sechs Jahre, bis der Minister das Unglück hatte, in Ungnade zu fallen, indem er, von wüthendem Hunger ergriffen, ein für die Majestät bestimmtes Frühstück anbiß und verzehrte. Beinahe hätte der Monarch seinen Minister mit eigner Hand umgebracht. Der letztere war über seinen Sturz so untröstlich, daß er starb; dieß geschah in dem Augenblicke, wo das Herz des Monarchen für sanftere Gefühle, und namentlich für das der Versöhnung, wieder empfänglich

Digitized by Google

wurde; doch es war zu spät. Der König verfiel über den Verlust seines Ministers in eine stille Schwermuth, aß und trank nicht, entsagte der Last der Regierung und starb wenige Wochen später.

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Einer Nachricht aus Inowrazlaw, einer Kreisstadt in der Provinz Posen, zufolge, ist in der Nähe dieses Ortes, bei Gelegenheit des Grabens eines artesischen Brunnens ein Steinsalz-Lager entdeckt worden. Diese Entdeckung wäre von großer Wichtigkeit, da die Monarchie wohl vortreffliche Salinen besitzt, aber eben so arm an Steinsalz, wie in einigen Provinzen reich an Quellsalz ist.

Ein französischer Deputirter kaufte vor kurzer Zeit in einer Auction ein altes, stark bestaubtes Gemälde um 44 Franken. Nach der Reinigung ergab sich, daß es ein treffliches Gemälde von Titian war; dem Besitzer wurden seitdem schon 10,000 Franken, aber vergeblich, dafür geboten.

In England soll man ein Mittel gefunden haben, die Fasern einer ausländischen Pflanze so zuzubereiten, daß sie die Baumwolle, den Hanf und den Flachs bei der Verfertigung von Tüchern völlig und zwar zu einem nur halb so hohen Preise ersetzen. Die Proben sollen sehr gut ausgefallen seyn.

Herr Brunnel hat zwei Ueberschläge zur Vollendung des unterirdischen Ganges unter der Themse vorgelegt. Um diesen für Fußgänger zugänglich zu machen, müssen nach seiner Berechnung noch 146,000 Pfd. Sterl. darauf verwendet werden; die Kosten für die Wagenanfahrt berechnet er auf 248,000 Pfd. Sterl.

Von dem gegenwärtig in Paris lebenden Grafen Adolph v. Kronowski, ehemaligem Major im 7ten polnischen Infanterieregiment, von welchem in dem geschätzten Werke des Landboten Grafen Roman v. Soltyk über die Revolution Polens von 1830 mit Lob Erwähnung geschehen ist, erscheint so eben in Paris die französische Uebersetzung einer Schrift, die in Warschau kurze Zeit vor dessen Falle in polnischer Sprache verfaßt wurde. Das Buch führt den Titel: Angélique, ou l'anneau nuptial, histoire polonaise contemporaine; der Inhalt ist geschichtlich, und schildert besonders auch den Heldenmuth der polnischen Frauen während Polens letztem unglücklichem Kampfe.

Das am 9. d. M. in Stadtamhof gefeierte Frohnleichnamsfest schloß sich mit einem sehr unglücklichen Ereignisse. Längst hat man zu Regensburg und in vielen anderen Orten aus vernünftigen Gründen, das Schießen bei diesem Feste abgeschafft, da es keineswegs zur Feier des Tages gehört. Stadtamhof behielt jedoch diesen Mißbrauch seither noch bei, und die traurige Folge hievon war, daß am vorletzten Sonntag bei dem Abfeuern des Geschützes während der Procession eine kleine Kanone gewaltsam auseinanderriß, dem Feuerwerker die Hinschale hinwegnahm, sein Gehirn umherschleuderte, und ihn auf der Stelle tödtete.

Auch im Paradies der neuesten Zeit, Amerika, muß man hie und da einmal in einen sauern Apfel beißen. So brannte neulich Cumberland, eine Stadt von 5000 Einwohnern und Hauptstadt der Grafschaft Appony, bis auf's letzte Haus ab. — In Brasilien ist ein gefährlicher Aufstand der Farbigen gegen die Behörden und Fremden ausgebrochen.

In der Drontheimer Zeitung zeigt ein Mann, der sich „Peter Berngroß, Vetter Napoleons, Baron und Flügelschläger" nennt, an, daß er eine erstaunliche Fertigkeit im Flügelspielen besitze, Unterricht darin geben wolle u. s. w.

Der Gesammtbetrag der Summe, welche zur Tilgung der englischen Nationalschuld vom 5. Januar 1832 bis zum 5. Januar 1833 verwendet worden, hat sich auf nicht mehr als 6825 Pfd. 16 Sch. 8 P. belaufen; unter dieser unbedeutenden Summe befand sich ein Geschenk von 1000 Pfd. von einem Hrn. W. Longley und 130 Pfd. als der erste Beitrag der Unterzeichnung der Damengesellschaft zur Tilgung der Nationalschuld. Dagegen haben sich die Kommissarien durch den Ueberschuß in den Einkünften bis zum 5. April 1833 im Stande gesehen, 115,791 Pfd. zu jenem Zwecke zu verwenden.

Von der Strenge des Postgeheimnisses in Frankreich lieferte vor Kurzem das Zuchtpolizeigericht zu St. Omer einen Beweis. Der Postmeister zu Aire, welcher sich nur erlaubt hatte, einen Kreuzband ohne Zuziehung des Absenders zu öffnen, um sich von dem Inhalt desselben zu überzeugen, wurde zu 200 Fr. Geldstrafe und den Kosten verurtheilt. Ohne das Vorhandenseyn mildernder Umstände wäre die Strafe noch härter ausgefallen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 26. Juni. (Zum Vortheil der Madame Haizinger-Neumann, vom großherzoglichen Hoftheater in Carlsruhe.) Das letzte Mittel, Lustspiel in vier Abtheilungen, von Johanna von Weissenthurn. (Vierte Gastrolle: Baronin Waldhüll, Madame Haizinger-Neumann.) Hierauf folgt: (Zum Letztenmale.) Die Braut aus Pommern, komisches Liederspiel in einem Act, nach einem Lustspiel von Kotzebue; frei bearbeitet von L. Angely. (Letzte Gastrolle: Clementine, Madame Haizinger-Neumann.) Abonnement suspendu.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 175 Donnerstag, den 27. Juni 1833.

Der Untergang des Sturmvogels.

(Schluß)

Das Wetter blieb die zwei folgenden Tage gemäßigt; mit einem schönen Winde steuerten wir dem Vorgebirg der guten Hoffnung entgegen. Wir waren jetzt fünf Tage unterwegs; der Tag war schwül gewesen; der Kapitän unterhielt sich mit mir auf dem Deck; die Wittwe saß zwischen uns und schien heiterer als gewöhnlich. Plötzlich wurde es dunkel; ferner Donner murmelte aus Südwest, wo sich schwarze Wolken sammelten, dichter und dichter wurden, den Horizont fast bedeckten und auf unserm Schiff zu hängen schienen; der Wind, der bisher aus Nordwest wehte, hatte sich ganz gelegt.

Der Kapitän sprang, sichtbar bestürzt, auf und nahm das Sprachrohr zur Hand. Im Augenblick füllte sich das Deck mit Menschen und der frühern Stille und Ruhe folgte eine laute Emsigkeit und Geschäftigkeit. Die Matrosen, die in dem Takelwerk hingen, riefen, die auf dem Deck beschäftigten antworteten; die Taue knarrten, die schlappen Segel schlugen schwer an die Masten. Der Kapitän verwandte das Auge nicht von der Seite, wo die gefahrdrohenden Anzeichen sichtbar geworden waren, und jeder Blick schien seine Besorgnisse zu steigern.

Plötzlich zeigte sich eine braunrothe Wolke dicht über den Wellen; sie zog näher und näher; der Wind pfiff hohl, die See kochte. Wenige hingen nur noch in der Takelage; man rief ihnen zu, sich zu beeilen; Jeder sah die fürchterliche Gefahr, welche dem Schiff drohte.

Jetzt erreichte uns die Wolke; Blitze, Donnerschläge, Regengüsse, Geheul der Wellen, Krachen der Maste — unsere letzte Stunde schien gekommen. Das Schiff drehte sich im Kreise — die Planken krachten — die Masten bogen sich wie Gerten. Ein Stoß nach dem andern — nun ein Krachen — ein Weheschrei — der Fockmast war gestürzt und hatte einige Matrosen erschlagen.

Die Wittwe stürzte, ihr Kind auf den Armen, aus der Kajüte; sie umschlang des Kapitäns Knie und flehte verzweifelnd, er möge ihr Kind retten. Mit Mühe beruhigten wir sie.

Der Tag brach endlich an und der hoffnungslose Zustand unseres Schiffes war nur zu sichtbar. Das Unwetter hatte sich gebrochen, aber der Wind wehete noch mit großer Heftigkeit; das Schiff war den Elementen preisgegeben; überall drang das Wasser ein; die Pumpen wurden unbrauchbar; die Mannschaft war erschöpft, dumpf erstarrt. Alles blickte nach einem Schiffe aus; allein man sah nichts als Wasser und Wasser. „Mittelmast und Besanmast ab!" rief der Kapitän jetzt und griff, da Niemand gehorchte oder zu gehorchen Kraft hatte, selbst zur Axt; sein Beispiel ermuthigte Einige; die Taue wurde abgehauen — die Masten, jetzt ohne Halt, krachten und wankten — das Schiff heftig gestoßen, legte sich zur Seite, hob sich wieder und die Masten stürzten ins Meer.

Es war um Mittag; fast seit Tagesanbruch schwammen wir gewissermaßen im Wasser und banden uns an den Wrack fest oder suchten einen festen Halt daran. Die Wittwe saß in meiner Nähe; mit einem Arm umschlang sie ihr blasses Kind, den andern steckte sie in einen eisernen Ring, ihr schönes langes Haar floß wild um Gesicht und Nacken und das weiße Kleid hing, von Wasser triefend, um die zarte Gestalt. Die See ging mit dem Schiffe auf das unbarmherzigste um. Von dem Hauptmaste vorwärts lag es bereits unter dem Wasser, nach dem Steuer zu blieben nur noch wenige Schritte über der See. Jeder Augenblick vermehrte die Gefahr.

Von den Böten war nur eines einigermaßen brauchbar. Es wurde niedergelassen und augenblicklich warfen sich zwanzig Mann hinein. Der Kapitän und einige andere wollten das Schiff nicht verlassen. „Das Boot ist zu voll," rief er den Leuten zu: „ich gebe mein Schicksal dem Himmel anheim, aber die unglückliche Dame hier rettet, wenn möglich." Das Kind wurde aus den Armen der besinnungslosen Mutter genommen und in das Boot gebracht; ein wackrer Bursche nahm darauf die Dame in seine Arme und war im Begriff, in das Boot zu steigen, als eine schwere Welle von dem Vordertheil des Schiffes auf dasselbe stürzte — eine zweite folgte — man hörte das herzzerreißende Geschrei — man sah sie kämpfen mit den wüthenden Wellen — Alle versanken.

Die arme Wittwe hatte Bewußtseyn genug, um das Schicksal ihres Kindes zu bemerken. „Mein Kind! mein Kind!" schrie sie, riß sich los und sprang in die See, und diese warf sie, wie zum Spiel, eine Zeitlang von Welle zu Welle und schloß sich dann für immer über ihr.

Ich erwartete mit den Wenigen, die noch übrig geblie-

Digitized by Google

ben waren, ruhig den Tod. Ein Mann neben mir war zu erschöpft, um sich ferner festhalten zu können; halbtodt trieb er von Seite zu Seite und streckte die Hände vergeblich aus nach seinem Halt; sein Gesicht war gräßlich verzerrt — ich schloß das Auge für immer, wie ich glaubte.

Von dem, was folgte, habe ich nur eine verwirrte Vorstellung. Es fiel etwas Schweres auf mich, ich öffnete die Augen — es war eine Leiche; das blutige entstellte Gesicht berührte das meinige! Ich suchte mich vergeblich wegzuwenden. Während dieses Kampfes erschallte das Freudengeschrei — „Ein Schiff — ein Schiff!" Ich hatte aber nicht Kraft genug, mich zu erheben. Bald fühlte ich, wie man die Stricke, mit denen ich mich an das Deck gebunden hatte, losmachte und mich aufhob. Ich verlor das Bewußtseyn.

Der Cadmus, der von Java nach Liverpool ging, hatte uns gesehen und war noch zur rechten Zeit genaht, um mich mit vier Andern zu retten. Nach einer Viertelstunde war der Sturmvogel untergegangen.

Großbritanniens Seemacht im Vergleich mit der anderer Staaten.

Nach offiziellen Angaben besteht die englische Militär-Seemacht aus 574 Schiffen, nämlich 14 von 120 Kanonen, 5 von 110, 3 von 108, 12 von 84, 10 von 80, 9 von 78, 6 von 76, 62 von 74, 7 von 52, 15 von 50, 62 von 46 und 20 von 42. Die übrigen Fahrzeuge haben zwischen 36 und 2 Kanonen. Unter dieser Zahl befinden sich auch 20 der Regierung gehörige Dampfschiffe. Diese gewaltige Kriegsflotte hat eine Bemannung von mehr als 20,000 Matrosen und 12,000 Seesoldaten. Die britische Seemacht theilt sich in drei Geschwader, das rothe, das weiße und das blaue. Dieselbe Eintheilung ist auch bei der russischen Flotte angenommen.

Der Generalstab der englischen Flotte besteht aus 187 Admirälen, Viceadmirälen und Kontreadmirälen. Frankreich hat deren nur 28, nämlich einen wirklichen Admiral, mit Marschallsrang, einen Titularadmiral, 9 Viceadmiräle, mit Generallieutenantsrang, 17 Kontreadmiräle mit Generalmajors- (maréchal-de-camp) Rang.

England hat 2 wirkliche Flottenadmiräle, 17 Admiräle des rothen Geschwaders (admirals of the red), 19 des weißen (of the white), und 19 des blauen (of the blue); 21 Viceadmiräle des rothen, 21 des weißen, und 22 des blauen; 20 Kontreadmiräle des rothen, 22 des weißen, 24 des blauen; endlich 32 Kontreadmiräle auf halben Sold (on retired half pay).

Die Freistaaten Nordamerika's haben keine wirklichen Admiräle. Sie haben nur zeitweise Kommodoren, deren Verrichtungen und Titel mit der Mission enden, wozu sie berufen worden. Die Zahl ihrer Schiffskapitäne übersteigt nicht 40. Die französische Marine hat deren 87, wovon 23 erster Klasse. In England giebt es deren 805. Die Zahl der französischen Schiffskapitäne soll bis auf 70 vermindert werden. Die der Fregattekapitäne beläuft sich in Frankreich auf 120 (soll vermindert werden bis auf 70). Großbrittanien hat 897 Commanders, und die Vereinstaaten haben 39 Masters Commandants. Die 62 Korvettekapitäne der französischen Marine sollen noch um 18 vermehrt werden.

Es gibt in England 3295 Schiffslieutenants, in Amerika 165, in Frankreich 450. In Amerika gibt es keinen Grad, der mit dem eines Fregatte-Lieutenants korrespondirt. In Zukunft wird Frankreich deren 550 haben, wozu noch etwa 100 der Handelsmarine entlehnte Hülfsoffiziere kommen. Die Britten haben 423 Masters, die nicht avanciren können, und ungefähr eben so viele Midshipman (Zöglinge). In Nordamerika gibt es von diesen letzten 411, wovon 54 erster Klasse. In Frankreich hat man deren 200 erster und 100 zweiter Klasse. Dazu kommen noch ungefähr 100 Freiwillige.

Ein englischer Viceadmiral erhält auf dem Meere monatlich 2900 rhein. Gulden. Die Besoldung der amerikanischen Kommodore beläuft sich jährlich, wie die des Schiffskapitäns, auf 8575 rhein. Gulden. Der französische Viceadmiral bezieht auf der See 3291 Franken (1535 rh. Gulden) monatlich. Ein Kontreadmiral in England erhält monatlich 2432½ rh. Gulden, und in Frankreich 2425 Fr. (1131½ rh. Gl.). Der englische Schiffskapitän hat monatlich auf dem Meere 831 rh. Gulden, der französische 1183 Fr. (552 rh. Gulden) und der amerikanische (mit Einschluß seiner 8 täglichen Rationen) 357 rh. Gulden. In demselben Verhältniß sind auch die Besoldungen aller übrigen See-Offiziere der drei Mächte.

Von den vorstehend angegebenen 574 Kriegsschiffen Großbrittaniens sind 90 Linienschiffe von 64 bis 120 Kanonen, 114 Fregatten, 20 disponible Korvetten, 50 Briggs, 15 Goeletten u. s. w.

Das Navy Register für 1831 gibt den Vereinstaaten Nordamerika's 7 Linienschiffe von 74 Kanonen, 7 Fregatten von 44, 3 Fregatten von 36, 15 Korvetten (sloops of war) von 18 bis 24, 7 Goeletten und mehrere andere kleine Fahrzeuge. Rußland hat 39 Linienschiffe (wovon 10 auser Stand, die See zu halten), 13 Fregatten (wovon mehrere in übelm Zustande), und 88 kleinere Fahrzeuge; im Ganzen 140 Kriegsschiffe und beiläufig 80,000 Matrosen und Marinesoldaten.

Nach dem 1832 den französischen Kammern von dem Marineminister de Rigny vorgelegten Notus hat Frankreich 35 Zwei- und Dreidecker, 11 Fregatten ersten Ranges, 9 zweiten Ranges, 20 dritten Ranges. Flott waren überdem noch 12 Kriegskorvetten, 9 Avisо-Korvetten von 18 Kanonen oder Karonaden, 17 Briggs von 20 Kanonen, 4 von 18, 8 von 16, 16 Avisobriggs, 3 Briggs oder Goeletten von 10 bis 12 Kanonen, 8 Bombardierschaluppen, 6 Kanonierbriggs, 59 Goeletten, Kutter, Lugger, u. s. w., 12 Dampfschiffe, 16 Lastkorvetten, 32 Gabarren oder Transportschiffe und 2 Jachten, im Ganzen 291 Fahrzeuge.

Buntes.

Vor den Lord Mayor trat neulich der Marktschreiber Goldham gegen einen Bummaree oder Fischhöcker in Bil-

Digitized by Google

lingsgate, Namens Thomas Gilson, der ihn mit einem großen Prügel unter furchtbaren Drohungen verfolgt hatte, klagend auf und brachte vor: „Unaufhörlich sehe ich mich zu Einschreitungen gegen diesen Menschen veranlaßt, der das Publikum durch zahllose Kniffe und Betrügereien zu übervortheilen sucht. Eines seiner gewöhnlichen Kunststücke ist, daß er die Kiemen lebendiger Fische solchen einsetzt, die schon lange todt sind oder die Köpfe stinkender Fische mit frischen Augen ausstaffirt. Manchmal besprengt er die alten Kiemen eines Fisches mit etwas Blut, als ob derselbe erst frisch abgeschlagen worden und alte Weiber lassen sich hiedurch hinter's Licht führen. So verkaufte er einer Frau eine Steinbutte, die schon so lange gelegen, daß sie ganz schwabbelich geworden war; um nun den Fisch wieder steif zu machen, füllte er ihn mit einem Stück Holz aus und fand bald einen Käufer dafür, aber am folgenden Tage kam die Frau, die er damit angeführt hatte, wieder auf den Fischmarkt und sagte: Guter Mann, ich will Euch keine Schuld geben, aber wir konnten von dem Fisch keinen Bissen essen. Es muß wohl recht gelitten haben, das arme Thier, denn als wir es gekocht hatten, fanden wir, daß es ein Stück Holz verschluckt hatte, so groß wie der ganze Fisch." — Der erfindungsreiche Fischhöcker läugnete keineswegs die ihm zur Schuld gelegten Betrügereien und meinte blos, es seyen Handwerkstheile und die Käufer wollten es selbst nicht anders. „Denn," sagte er, „sie wollen keinen Fisch kaufen, wenn er nicht so steif ist, wie ein Schüreisen und was war es denn, wenn ich deßwegen ein sauberes Stück Holz hineinschob, um meine Waare an Mann zu bringen." — Der Lord Mayor theilte diese Ansicht nicht und verurtheilte den ehrlichen Mann, Bürgschaft zu leisten oder mit andern Worten, er verwies ihn an die zuständigen Gerichte. —

In der königlichen Gesellschaft zu London trug Herr Th. J. Pettigrew eine Abhandlung über einen merkwürdigen Fall von ungewöhnlicher Fettleibigkeit vor, der an einem Knaben, Namens Thomas Hardy Kirman, beobachtet wurde. Th. Hardy Kirman ist im April 1821 auf der Barrow-Mühle bei Lincolnshire geboren. Sein Vater, ein Müller, ist ein Mann von mittlerer Größe, aber mit einiger Anlage zur Wohlbeleibtheit; seine Mutter ist eine große und starke Frau. Bei der Geburt des Knaben war keine ungewöhnliche Größe und Dicke an ihm zu bemerken und er genoß bis in sein sechstes Jahr einer vollkommenen Gesundheit. Um diese Zeit wurde er durch einen Schenkelbruch genöthigt, fünf Wochen das Bett zu hüten, von dem er kaum wieder aufgestanden war, als eine unvorsichtige Anstrengung ihm eine Knieverrenkung zuzog, die ihn von Neuem eben so lange an's Bett fesselte. Während das Kind diese Zeit über genöthigt war, sich unthätig zu verhalten, ging eine äusserst schnelle Entwickelung seiner Größe und Dicke vor sich, die immer mehr zunahm und vorzüglich in den letzten zwölf Monaten bemerkbar wurde. Zur Zeit, wo der Knabe Herrn Pettigrew vorgestellt wurde, war er erst eilf Jahre und zehn Monate alt, hatte eine Größe von 5 Fuß, 1 Zoll englisches Maß und wog 198 englische Pfund. Seine Brustwölbung maß 42 ½ Zoll, sein Bauch 44 Zoll, sein Beken 48 ½ Zoll. Der Schenkel hatte einen Umfang von 27 Zoll, die Wade 18 ½ Zoll, der Arm 13 Zoll, der Vorderarm 11, das Handgelenk 7. Von einer Schulter bis zur andern maß er 19 Zoll. Das Fett des Knaben ist fest und seine Muskulatur stark ausgebildet. Seine Dicke scheint ihm bis jetzt noch nicht lästig zu fallen; er ißt und schläft mäßig, hat seine volle Thätigkeit und ist in seinen Beschäftigungen und Spielen wie jedes Kind seines Alters. Spuren von Mannbarkeit waren noch nicht an ihm bemerklich geworden. Kirman hat einen Bruder und zwei Schwestern, die an Größe und Dicke nichts Ungewöhnliches verrathen. Herr Pettigrew schloß seinen Vortrag mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Entwickelung übermäßiger Fettleibigkeit. In sumpfigen und nassen Gegenden kommt dieselbe häufiger vor, als anderswo; man findet häufigere Beispiele davon in England als in Frankreich und überhaupt im Süden von Europa. Oft ist eine erbliche Anlage dazu da, die jedoch immer durch Mitwirkung günstiger Umstände zur Entwickelung gebracht werden muß; die hauptsächlichsten sind Ruhe des Geistes, ein gleichmüthiger Charakter, überflüssige Nahrung, Genuß gewisser Speisen und Getränke, die viel Nahrungsstoff enthalten, endlich geringe Körperbewegung, die entweder in phlegmatischer Anlage oder in zufälligen Umständen, wie bei dem jungen Kirman, ihren Grund hat.

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

In Tangermünde beobachtete man am 6. d. M. eine Art von Wasserhose. „Der Himmel", so heißt es in einem Privatschreiben von dort, „war an diesem Tage um 9 ½ Uhr Vormittags zur Freude Aller, die auf den langersehnten Regen hofften, bewölkt, und einzelne schwarze Wolken kamen aus Südwest, und ließen nur zwischen durch das unreine Blau der höheren Atmosphäre erblikken; Luftdruck und Wärme waren der Jahres- und Tageszeit angemessen und nichts verkündigte etwas Außerordentliches. Aus einer großen, vielleicht kaum 1000 Fuß hohen Wolke von schwarzblauer Farbe, welche aus dem Tangerthale herabkam, sonderte sich jetzt eine kleine weiße Stelle so merklich ab, daß sie, einen verdächtigen Schein verbreitend, Aller Augen auf sich zog. Plötzlich nahm sie die Gestalt eines Fächers an, dessen Spitze nach unten gekehrt war, wurde, (bei der geschätzten Wolkenhöhe) mehrere hundert Fuß lang, trichterförmig, oben vielleicht 100 Fuß breit, unten spitz, und begann einen wirbelnden Kreislauf, der bald einen hohlen Cylinder, bald einen Trichter bildete, in welchem man die schneeweißen Wolkenschichten ganz deutlich kreisen sah, so, daß jeder spiralförmige Umlauf etwa 12 bis 15 Sekunden dauerte. So rückte die Wolke, dem Laufe des Tangers und dann der Elbe folgend, heran und mit ihr die Trombe, welche während der Dauer von 20 Minuten mehrmal schnell sich so verlängerte, daß sie nur noch einige hundert Fuß von dem Wasserspiegel der Elbe entfernt zu seyn schien, und sich dann plötzlich wieder zur Wolke hinauf wirbelte, um dieses Spiel von Neuem zu

Digitized by Google

beginnen. Die Elbe, welche jetzt sehr seicht ist, soll nichts Ungewöhnliches gezeigt haben. Nach einer halben Stunde verlor sich die interessante Erscheinung in Nord-Nord-Ost. Der erwünschte Regen kam erst am 8. dieses Nachmittags mit Gewitter."

Daß bei Räumung von Senkgruben nur mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen sey, hat sich dieser Tage neuerdings durch nachfolgend angeführte Thatsache bewährt. Der in Hernals zu Wien wohnende Mährungräumer Jakob Ramsauer begab sich vor einigen Tagen mit mehreren seiner Gehülfen in das Neulerchenfeld, um daselbst die Senkgrube des Hauses Nr. 60 zu reinigen. Die Arbeit war bereits soweit gediehen, daß die hinabgelassenen Eimer den Unrath nicht mehr aufnehmen, und man genöthigt gewesen wäre, mittels Schaufeln zu handieren. Jakob Ramsauer verfügte sich, unvorsichtiger Weise, auf einem Knebel sitzend, in die Senkgrube, erklärte noch, daß er eine sonderbare Luftart einathme, war aber dennoch so unvorsichtig, in dem mit unbrauchbarer Luft gefüllten Raume zu verweilen. Bald verliert er die Besinnung, und stürzt von dem Knebel, welches die mitarbeitenden Knechte alsogleich gewahrten; der eine derselben, Johann Denpfler, wollte seinen Arbeitsgeber retten, wurde ebenfalls ein Opfer seiner Bemühung; nur mit Anstrengung gelang es, den zweiten Knecht zu retten, der auf eben die Weise wie Denpfler zur Rettung in die Senkgrube sich hinabließ. Mit Feuerhaken wurden die Unglücklichen aus dem Raum, wo sie ihren Tod fanden, heraufgezogen.

Der Staatsrath Hufeland hat die Berliner öffentlich aufgefordert zur Errichtung von Leichenhäusern. Man spreche, sagte er, immer von der letzten Ehre, die man den Verstorbenen bezeigen wolle, man solle doch vor Allem ihnen die letzte Liebe bezeigen, und sie nicht eher begraben, bis sie wirklich todt wären. Erst kürzlich habe in Paderborn ein Mensch 20 Tage lang, völlig, wie eine Leiche dagelegen und habe doch noch gelebt. Nicht selten sey es, daß der Scheintod 3 bis 8 Tage dauere, und es gebe kein anderes sicheres Zeichen des wirklichen Todes, als die eintretende Fäulniß. Nur in Leichenhäusern aber sey es möglich, dieses Zeichen stets abzuwarten. An's Lebendigbegraben könne jeder nur mit Schaudern denken. „Es gilt," schließt er, „den letzten Liebesdienst, den wir unsern Verstorbenen, vielleicht noch Lebenden, vielleicht noch Fühlenden, erweisen können."

In einer kürzlich gehaltenen Versammlung der Radikalen in London legte einer der Redner den Whigs (in der Parthei der Minister) folgende schmeichelhafte Namen bei: Schufte, Ungeheuer, Nilpferde, Salamander, Mörder, Höllenhunde, Moskowiter.

Im Jahre 1377 zählte London nur 36,000 Einwohner; nach der im Jahr 1813 vorgenommenen Aufzählung belief sich diese Zahl auf 1,099,504 Seelen und im Jahre 1821 auf 1,235,964. Es scheint, daß sich die Bevölkerung bis zum Jahre 1831 noch um 248,105 Seelen vermehrte, so daß man die Zahl der Einwohner von London in diesem Augenblicke auf nicht weniger, denn 1,474,069 Seelen schätzt.

Korrespondenz.

Darmstadt, vom 22. Juni.

Wenn wir in der Beilage Ihres Journals vom 16. d. Mts. mit Interesse lesen, daß mehrere Handlungshäuser in Mainz einen Versuch gemacht haben, aus Rheinwein einen dem Champagner ähnlichen moussirenden Wein herstellen zu lassen, so glauben wir jener Nachricht die Bemerkung beifügen zu dürfen, daß moussirende Rheinweine uns hier durchaus nichts Neues sind, indem wir deren schon seit langer Zeit aus der Handlung des Herrn G. Schenk zu Kelsterbach am Main beßzen, welche sich durch Reinheit, Güte und Preiswürdigkeit auszeichnen, so daß sie nicht blos dem Gaumen schmeicheln, sondern auch in ihren Wirkungen auf Körper und Gemüth höchst ersprießlich sind. — Außerdem bereitet man schon seit mehreren Jahren im Würtembergischen und in Rheinpreußen aus den Neckar- und Moselweinen moussirende Weine, welche sehr geschätzt sind und einen nicht unbedeutenden Handelsartikel abgeben. Es erregt in der That Verwunderung, daß die Handlungen am Rhein nicht schon früher darauf verfallen sind, Weine dieser Gattung aus dem edeln Gewächse des Weinstocks ihrer Gegend zu erzeugen. In der Schweiz z. B. werden manche bessere Sorten der dort wachsenden Weine schon längst auf die gedachte Weise bereitet. Selbst die Weine am Bieler See, die noch nicht zu den vorzüglicheren gehören, eignen sich sehr gut dazu. Sehr lieblich, angenehm und wohlschmeckend ist der moussirende Wein, wie ihn der lebensfrohe und wackere Geistliche zu Tavanne, einem der Petersinsel gegenüberliegenden Uferdorfe des Bieler Sees, seinen Gästen gewöhnlich vorzusetzen pflegt. Einsender dieses machte die Bekanntschaft dieses Geistlichen bei der Weinlese des Jahres 1826 und er muß gestehen, daß sein Champagner als ein edles Surrogat selbst dem vielfach versuchten Weintrinker mit Ehre vorgesetzt werden konnte. — Die Sache bietet aber zugleich noch eine andere Seite dar. In unserer ökonomistischen Zeit, wo über Ersparnisse und Einschränkungen so viel gesprochen und geschrieben wird, wäre es in der That ein großer Gewinn, wenn ein wohlfeiles Surrogat den ächten Champagner ganz zu verdrängen vermöchte. Die Gastmahle und schwelgerischen Gelage der Reichen würden dadurch wohlfeiler eingerichtet werden können und die minder Bemittelten zugleich die Möglichkeit gegeben sehen, sich einen angenehmen Genuß um einen mäßigen Preis verschaffen zu können. Vertrauen wir in dieser Hinsicht dem löblichen Wetteifer der Weinhandlungen am Main und Rhein. Unter ihrer thätigen Vorsorge werden wir binnen Kurzem den schäumenden Champagnerpokal auf der Stufenleiter des Wohlstandes tiefer gestellt sehen, was auf die Erweiterung des geselligen Umgangs sicherlich nur die wohlthätigsten Wirkungen hervorbringen wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 27. Juni. Gellert, Drama in einem Akt, von Dr. Georg Döring. — Hierauf folgt: Victorine, oder: Guter Rath kommt über Nacht, Lustspiel in fünf Abtheilungen, nach dem Französischen von Schring.

Redacteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 299 Mittwoch, den 30. October 1833.

Die beiden Sioux.

(Fortsetzung.)

Endlich nickte der Eine und Andere ein; das Feuer wurde matter und erlosch fast, und schnarchende Athemzüge verriethen den Lauschenden in der zunehmenden Finsterniß, daß sie sich nun gefahrlos zurückziehen konnten. Es geschah so leise, wie sie gekommen waren, mit derselben Behutsamkeit, und erst als sie sich in der Tiefe der Wildniß wieder befanden, wagte Berthold einen freien Athemzug, und berührte leise den Sioux, der neben ihm kroch. Dieser gab hierauf als Zeichen, daß er ihn verstanden, einen Ton von sich, als ob ein Insekt im Grase flüstere, und blieb vorsichtig noch beim Kriechen; bald erhob er sich aber mit einem leichten Geräusch, und stieß Berthold an, ein gleiches zu thun. Trotz der Finsterniß, gingen beide geduckt und schleichend fort, bis der Sioux anhielt und flüsterte: „nun nicht mehr Schlange — nun Fuchs" — Mensch." Er richtete sich hierauf ganz in die Höhe, daß Berthold seine Gestalt dunkel vor sich schweben sah, und nahm, aufrecht gehend, nun eine andre Richtung. Ihm schienen Katzenaugen gegeben zu seyn: er ging mit einem so leichten, raschen Schritt vorwärts, als ob es heller Tag um ihn gewesen wäre, daß der Schweizer ihm kaum zu folgen vermochte, und oft zurückblieb. Bald ahmte er so natürlich, daß Berthold heftig zusammenfuhr, zweimal den Ruf einer Eule nach, und stand stille um zu lauschen. Nach einer Pause schien aus der Ferne her ein ähnliches Geschrei ihnen entgegen zu schallen, und der Sioux sagte leise: „Da Espetonga — da rother Bruder." Er wandte sich nach der Gegend hin, woher der Ton gekommen war, und bald trafen die schleichenden Späher auf Günther und den andern Sioux, die ohne Feuer auf der alten Stelle campirten.

Als der kriegerische Espetonga mit dem Ernst eines Sagamora Kaskahegas Nachrichten über die Feinde vernommen, und einige ruhige Fragen an ihn gethan hatte, versank er in tiefes Nachdenken, und schien den Plan zum Angriff zu entwerfen, indeß Günther und Berthold vor Ungeduld brannten, sich auf die Missurie zu stürzen. Der Sioux ließ sich dadurch nicht stören, und glich in seiner Hautfarbe bei dem matten Schein des Mondes, der seine Strahlen durch die Baumwipfel warf, mit Bogen und Pfeile dem sinnenden Mars, wie er in Erz gegossen an der Ehrensäule eines Helden sitzend, vorgestellt wird. Als er reiflich überlegt zu haben schien, wandte er sich an den lauschenden Kaskahega, und verbreitete sich mit lebhaften Geberden über seinen Plan. Dieser hörte aufmerksam zu, und seine Miene verrieth achtungsvolle Billigung. Die beiden Schweizer konnten sich aber vor Kampfbegier nicht mehr halten, und suchten das leise Gespräch der Sioux durch Laute der Ungeduld abzubrechen, die bei der Stille der Nacht weit in die Wildniß schallten. „Die Wälder haben Ohren," rief Kaskahega im verweisenden Ton, der ihre Absicht errieth; „die Sioux wissen, wenn es Zeit ist, die Scalps der Missuri zu holen." Darauf zündeten schweigend die Indianer ein schwaches Feuer von Reisig an, kauerten sich dabei nieder, und schienen sich zum Kampfe vorbereiten zu wollen, indem sie Verschiedenes aus ihren Jagdtaschen kramten. Zuerst bemalten sie sich Gesicht und Hals mit schwarzen und rothen Streifen; dann schmückten sie ihren Scalp oder Haarbusch mit kleinen schwarzen Federn, salbten ihren ganzen Körper mit einem Fett ein, und aßen von einer Wurzel mit einander. Sie untersuchten hierauf ihre Waffen, prüften sehr bedächtig die Schärfe ihrer Streitärte, und gürteten sich fester. Endlich standen sie auf, umtanzten das Feuer mit drohenden Geberden, und schwangen die Streitärte nach der Gegend hin, wo der Lagerplatz der Feinde sich befand. Als diese Ceremonie beendet war, wobei sie auf die Schweizer gar nicht zu achten schienen, kauerten sie sich lakonisch wieder am Feuer nieder, und Espetonga sagte mit dem feierlichen Ernste eines indianischen Kriegers zu Günther und Berthold: „die Sioux sind gerüstet zum Kampfe gegen die Missuri; ihre Scalps werden im Winde trocknen, Wölfe mit ihren Gliedern zerren, und die Bäche ihre Gebeine waschen!" Kaskahega übernahm es nun, die Schweizer mit dem Angriffsplan bekannt zu machen, und diese konnten sich nicht enthalten, die scharfsinnige Ueberlegung der Wilden zu bewundern. „Wenn die rothen Brüder der Sioux Mekaa nicht tödten wollen, müssen die Sioux vorangehn auf die Missuri," sagte Kaskahega; „sie werden das Feuer umkriechen, zu sehn, wo die Sternblume ist, und das Tomahawk des Krokodils erst stumpf machen. Thun sie dies nicht, so wird Mekaa's bleicher Vater mehr weinen, wenn seine Männer zurückkommen, als wie sie auszogen mit

Digitized by Google

den Sioux, denn sie schläft immer." Die Schweizer fühlten mit einem geheimen Schauer, daß die Sioux nur zu richtig urtheilten, und ihre unglückliche Schwester gewiß von der Hand des Krokodils im ersten Augenblick des Angriffs fallen würde, wenn es ihnen nicht gelänge, sich ihr gleich zu nahen, und sie gegen den rachsüchtigen Todesstreich des blutdürstigen Ungeheuers zu schützen; auch war von den übrigen Kriegern dasselbe zu fürchten, da sich die Indianer nie einen Gefangenen lebendig nehmen lassen. Sie lobten daher die Einsicht der Sioux, und erklärten ihnen, daß sie sich ganz ihrer Klugheit überlassen würden, und bei dem Angriff die Stellen einnehmen wollten, welche sie ihnen anwiesen. Die Indianer nickten zufrieden über das Zutrauen, und Kaskahega fing an mit schlauem Lächeln zu instruiren. „Die Sioux kriechen wie Schlangen auf das Feuer der Missuri, und Kaskahega umwindet das Krokodil; Espetonga sucht die Sternblume, und hält die Messer der Missuri von ihr ab. Die Feuerfresser seiner rothen Brüder mögen so schnell wie der Blitz niederfährt aus der Finsterniß zwei Missuri tödten, wenn Kaskahega als Eule schreit, und sie dann ihre Streitärte schwingen wie die Sioux. Ist das Feuer der Missuri blaß, daß seine rothen Brüder ihre Leiber nicht treffen können, wird Kaskahega so lange als Wolf heulen, bis es hell brennt." Die Schweizer begriffen die Zweckmäßigkeit dieses Angriffs und rüsteten sich zum Aufbruch, wozu die Sioux durch vorsichtige Auslöschung des Feuers das Zeichen gaben.

(Fortsetzung folgt.).

Die Belagerung von Malta im Jahr 1565.

(Schluß.)

Niedergedrückt vor Schaam und Aerger bei dieser Erzählung, würde er augenblicklich seine Leute wieder ausgeschifft haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er es, ohne Piali, Haskem und die andern höhern Anführer zu befragen, nicht unternehmen dürfe. Während man über diesen Gegenstand zu Rath ging, benutzte der Großmeister die ihm verstattete Zeit, so gut er konnte. Er beschäftigte alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder sowohl, als Soldaten, mit Ausfüllung der feindlichen Laufgräben und Zerstörung der Wälle, und warf ungesäumt eine Besatzung in das Fort St. Elmo, auf welchem die Türken jetzt von ihren Schiffen die Fahnen des heiligen Johannes eben da erblickten, wo vor Kurzem die des Mahomets gestanden hatten.

Dies bewies dem Pascha, wie viel neue Arbeit seiner wartete, falls er noch einmal zur Belagerung zurückkehren wollte; aber da er wegen seines übereilten Rückzugs gegen sich selbst aufgebracht war und von dem Gedanken an die Aufnahme, die er mit Recht vom Sultan Solimann zu erwarten hatte, nicht wenig beunruhigt wurde, so wünschte er seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen und die Vorwürfe, welche sie ihm zugezogen hatte, durch einen glänzenden Sieg oder durch seinen Tod zu vernichten; Piali, den aus Eifersucht über das Vertrauen, dessen Mustapha bei Solimann genoß, diese fehlgeschlagene Unternehmung nicht sehr kränkte, stellte in dem bei dieser Gelegenheit berufenen Kriegsrathe vor, daß man die Truppen, die so muth- und kraftlos wären, einem gewissen Untergange aussetzen würde, wenn man sie gegen den Feind führen, oder die Belagerung wieder anfangen wollte. Aber die Mehrheit der Versammlung war einer verschiedenen Meinung, und so wurde beschlossen, das Heer unverzüglich an's Land zu setzen und mit demselben gerade auf die Spanier loszugehen. Die türkischen Soldaten beschwerten sich bitterlich über diesen unerwarteten Entschluß und gehorchten dem Befehle, wieder auszuschiffen, mit vielem Widerwillen, so daß die Offiziers sich genöthigt sahen, bei Einigen Drohung und bei Andern sogar Gewalt anzuwenden. Endlich war die bestimmte Anzahl an's Ufer gebracht worden und Mustapha stellte sich an die Spitze derselben, um den Feind aufzusuchen.

Der Großmeister hatte nicht unterlassen, von ihren Bewegungen die spanischen Befehlshaber zu benachrichtigen, welche sich mit dem kleinen Heere auf einem steilen Hügel, den die Türken beinahe unzugänglich gefunden haben würden, verschanzt hatten. Die Meinung einiger der vornehmern Offiziers ging dahin, daß sie den Vortheil ihrer Lage benutzen und auf diesem Posten sich vertheidigen sollten. Aber mit Unwillen verwarf der kühne, unternehmende Sandes, nebst dem größten Theile der spanischen Offiziers diesen Vorschlag; die Truppen wurden aus den Verschanzungen herausgeführt, um im offenen Felde mit dem Feinde zu kämpfen. Dieser mehr vom Glücke begünstigte, als wohlüberdachte Entschluß vermehrte die Muthlosigkeit der Türken und erleichterte ihre Niederlage. Gegen ihre Neigung auf das Schlachtfeld geschleppt und von den Spaniern von vorn sowohl, als von der Seite mit der größten Wuth angegriffen, fochten sie kaum, sondern nahmen, durch ein plötzliches Schrecken betäubt, in der größten Bestürzung die Flucht. Mustapha, niedergedrückt und wüthend über dies kleinmüthige Betragen seiner Truppen, wurde von dem heftigen Strome der Fliehenden fortgerissen. Er stürzte zweimal vom Pferde und würde gefangen worden seyn, wenn ihn nicht beidemale einige treue Aga's mit Gefahr ihres eigenen Lebens befreit hätten. Die Spanier verfolgten sie rasch bis zur Seeküste. Hier hielt Piali seine Kähne in Bereitschaft, um die Flüchtigen aufzunehmen, denen mehrere mit Musketiers besetzte Schaluppen das Fortkommen erleichterten. Ohne diese Vorsicht hätten sie alle umkommen müssen und selbst mit dem Schutze, den ihnen dieselbe gewährte, belief sich die Zahl der Getödteten auf 2000, während die Sieger höchstens 20 Mann verloren. — In der That war der Verlust der Spanier in diesem Treffen so unglaublich gering. Aber viele tapfere Ritter, die, um ihren Brüdern beizustehen, mit der sizilianischen Flotte hinübergeschifft waren, mußten diesen glänzenden Sieg, den sie fast allein im Vortreffen erkämpften, mit dem Leben bezahlen.

So endigte sich nach einer viermonatlichen Dauer die Belagerung von Malta, die durch jene erstaunenswürdigen Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit, durch welche die an Zahl so schwachen Ritter im Stande waren, den kraftvollen Versuch zu vereiteln, den der mächtigste Mo-

Digitized by Google

nach der damaligen Zeit gegen ihre Freiheit machte, ewig merkwürdig bleiben wird. Die Nachricht von ihrer Befreiung verursachte unter den christlichen Mächten eine allgemeine Freude und der Name des Großmeisters erregte überall die größte Bewunderung und den lautesten Beifall. Von allen Orten her wünschte man ihm Glück und in verschiedenen Ländern wurden, wegen dieses Erfolges öffentliche Freudenfeste angestellt. Der König von Spanien, dem die rühmliche Vertheidigung, zu der la Valette so viel beigetragen hatte, größere Vortheile, als jedem Andern verschaffte, ließ ihm, zum Zeichen seiner Achtung, durch einen eigenen Gesandten ein Schwert und einen Dolch überreichen, deren Gefäße von geschlagenem Golde und mit Diamanten besetzt waren und machte sich verbindlich, ihm zur Wiederherstellung der durchaus beschädigten Festungswerke jährlich eine Summe Geldes zu bezahlen.

Wirklich sahen diese nach aufgehobener Belagerung gerade so aus, als ob sie mit Sturm eingenommen worden wären. Am meisten hatte die damalige Städt, die Burg, gelitten, in welcher man, die Besatzung des Forts St. Michael mitgerechnet, nur noch 600 streitbare Männer zählte. Der Orden vermißte 200 der tapfersten Ritter und von den Einwohnern und Soldaten waren beinahe 8000 durch das Schwert der Feinde umgekommen, die ihrerseits wenigstens 30,000 Mann verloren hatten. Solimann II. verheimlichte seinen nagenden Kummer und ließ öffentlich bekannt machen, daß sein Pascha Mustapha Malta erobert, die sämmtlichen Ritter getödtet und, um nicht eine Besatzung auf diesem unfruchtbaren Felsen zurücklassen zu müssen, alle Festungswerke geschleift habe. Das Kapitel nannte durch einen allgemeinen Beschluß die neue Stadt, welche man im darauf folgenden Jahre 1566 auf derjenigen Erdzunge zu erbauen anfing, die den großen Hafen von dem Hafen Marsa Musciebro trennt, und an deren Spitze sich das Fort St. Elmo befindet, aus Dankbarkeit gegen den Großmeister nach seinem Namen: La Valette! —

K. H.

Das Kryptoskop.

Bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaften, wo der unermüdet forschende menschliche Geist schon fast alle Früchte am reichen Baume des Wissens gepflückt hat, verdient jede Entdeckung eines neuen Naturgesetzes oder jede neue Anwendung eines alten, doppelte Aufmerksamkeit. Seit einigen Monaten bringen die belebten Wunderscheiben, wo auf einmal, ohne die geringste Mechanik, gemalte starre, todte Bilder sich auf die mannigfaltigste Weise zu bewegen anfangen, die ganze halb oder ganz gebildete Welt in die größte Verwunderung.

Herr Schieneck, als trefflicher Mathematiker schon hinlänglich bekannt, Erfinder einer sehr sinnreichen und äusserst einfachen Rechenmaschine, hat das den bekannten Wunderscheiben zu Grunde liegende merkwürdige Naturgesetz auf eine neue, höchst überraschende Weise angewendet und zeigt in seinem „Kryptoskop" oder Geheimseher eine optische Vorrichtung, die Niemand ohne Befriedigung und Erstaunen sehen wird. Allerlei Handlungen gehen vor dem Auge des Zuschauers vor, ohne daß er die Ursache dieser Bewegung, die, wie gesagt, nicht mechanisch ist, errathen kann. Kinder schaukeln, eine Prozession zieht feierlich vorüber, ein Reiter vertheidigt sich gegen einen ihn angreifenden Infanteristen u. s. w.

Dieses Kunstwerk, welches hier Lit. E. No. 193a, auf dem Komödienplatz, dem Publikum zur Beschauung aufgestellt ist, hat für Frankfurter noch das Interesse, daß es in der hiesigen Stadt entstand.

Mannichfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Ein deutscher Patriot schlägt eine neue Erfindung vor, nämlich eine Eisenbahn durch die Luft, um sich über alle Mauthchikanen wegzusetzen und den Regierungen die Kosten von Grenzwachen, Mauthbeamten, und jährlich einige hundert Menschenleben zu ersparen.

Die Homöopathie findet auch in den sächsischen Herzogthümern ihre Verbreiter, an deren Spitze der Legationsrath Henneke in Gotha steht. In dieser Stadt gehören Dr. Plaubel mit dem Hoflakeien Weber und der Pfarrvikar Günther, in Ichtershausen Dr. Blau und in Gräfenroda der Chirurgus Wohlleben zu den Jüngern Hahnemanns. In Meiningen scheint Dr. Emmerich, nach No. 276 des allg. Anz. dem „todtschlägerischen" allopathischen Verfahren gänzlich entsagend, ein eifriger Anhänger der neueren Schule geworden zu seyn. Ganz anderer Tendenz ist eine Schrift des Dr. Knauer, praktischem Arzte zu Gotha, unter dem Titel: Das Verbot des Selbstdispensirens praktischer homöopathischer Aerzte, Arnstadt, bei Virius.

Korrespondenz.

† Darmstadt, 27. Oktober.

Unsere Oper beginnt im nächsten Monat und wird auf die Dauer des Winterhalbjahres einen Cyklus von 36 Vorstellungen umfassen. Ueber die Künstler, welche dabei mitwirken werden, ist bis jetzt noch nichts Näheres zur Kenntniß des Publikums gekommen.

Da der projektirte Schloßneubau vor der Hand noch ausgesetzt bleibt, so sind die im neuen Schloß befindlichen Säle der Bildergallerie wieder in ihren vorigen Stand gesetzt und sämmtliche, schon eingepackt gewesene Bilder darin von Neuem aufgestellt worden. Die Gallerie ist jeden Mittwoch in den Vormittagsstunden dem Publikum geöffnet.

Jenes Schwerdt, womit der bekannte Schwärmer Proli bei seiner Verhaftnahme zu Offenbach einem der Polizeioffizianten einen furchtbaren Hieb auf den Kopf versetzte, wird bei großh. Hofgericht dahier als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt. Dabei befindet sich noch ein mit kalligraphischer Kunst geschriebenes Buch in groß Folio, in welchem Proli seine Sendung als Apostel Gottes mit der ihm eignen Zuversicht und Keckheit ausspricht. Wenn man den eleganten Saffianband und den prachtvollen, in Gold strahlenden Titel sieht, so sollte man glauben, eines der edelsten Erzeugnisse

Digitized by Google

des menschlichen Geistes vor sich zu haben. Allein von diesem günstigen Vorurtheil kommt man schon nach Durchlesung der ersten Seiten zurück. Das Ganze ist eitler Tand, kauderwelsche Mystik und vollendeter Unsinn, der nur bei Geistesverwandten von Profession Beifall finden und Eingang gewinnen kann.

Literatur.

Die Liga von Cambrai. Geschichtliches Drama in drei Akten, von August Grafen von Platen (86 S. in kl. 8.). Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer.

August, Graf von Platen, der Verfasser des romantischen Oedipus und der verhängnißvollen Gabel, dieser Dichtungen, die, was originelle Erfindung, vortreffliche Oekonomie, großen Reichthum des Witzes, die höchsten Gaben des Spottes, griechische Reinheit und Anmuth der Sprache, Kunst und Musik in den Versen betrifft, als vollendete Kunstwerke dastehen, hat uns hier ein geschichtliches Drama geboten. Es liefert uns ein Fragment aus dem Freiheitskampf der Republik Venedig gegen die heilige Liga von Cambrai, welche sich nach einer Zusammenkunft und getroffenen Vereinbarung zwischen Margaretha von Savoyen, Kaiser Maximilians Tochter, und dem Kardinal d'Amboise, durch Zusammentritt des deutschen Kaisers Maximilians, Ludwigs XII. von Frankreich, Ferdinands von Spanien und des römischen Papstes Julius, zum Verderben Venedigs bildete. Die Geschichte enthält hier ein Pendant zu der Theilung Polens, nur mit dem Unterschied, daß die moralische Kraft den Sieg über die physische davontrug. Venedig ging siegreich aus dem Kampfe hervor, nur durch sich selbst gekräftigt, denn es schlug edelmüthig den Beistand türkischer Macht unter Bajazeth aus. Daß das Sujet der dichterischen Muse würdig sey, kann keinem Zweifel unterliegen. Indeß Graf Platen, dieser kalte, antike Dichter, kann sich nicht zu wahrer Begeisterung erheben und das Fragment, welches er uns aus jenem Freiheitskampfe bietet (es umschließt den Zeitraum von der für die Republik unglücklichen Schlacht bei Anguadello gegen die Franzosen, den 14. Mai 1509, bis zu der Einnahme von Padua, den 15. Juli desselben Jahres), enthält, bei fast allem Mangel an poetischer Glut, durchaus nicht die geringste Handlung. Die Helden seines Stücks räsonniren ziemlich frostig über die moralische Größe Venedigs, eine Hiobspost drängt dabei die andere und an dem einzigen Siege, der Eroberung von Padua, nimmt keiner von ihnen, nicht einmal hinter den Koulissen, Antheil. In der Geschichte mögen alle diese Charaktere groß und hehr dastehen, in Platens Drama haben sie höchstens nur Worte und wir müssen uns mit dem Glauben an ihre Heldenkraft begnügen; das Gepräge der That, auf diese Worte gedrückt, überzeugt uns nicht. Das ist ja eben das Wesen des ächten Dramas, daß wir die Hauptpersonen desselben handeln sehen oder doch von ihnen hören, daß sie handeln, wenn auch — wie gesagt — nur hinter der Scene. Die eigentlichen Helden des Stücks, die Eroberer Paduas, treten nicht vor unsere Augen. Der Doge fordert seinen Sohn, nachdem er die Nachricht von jener Einnahme vernommen, auf, nach Padua zu ziehen und es tapfer zu vertheidigen. Er spricht:

Eure Panzer sind wie Mauern, Euer Busen ist ein Wall!
Aber festlich sey gefeiert dieser Tag auch künftighin,
Wo die erste Siegesbotschaft nach so viel Erniedrigung
Unsern Herzen war Erquickung, unsern Ohren war Musik.

Viel Erniedrigung und viele kräftige Redensarten und am Ende eine Siegesbotschaft. Soll das begeistern oder auch nur Interesse erregen, Theilnahme erwecken? — Platen ist wenigstens kein dramatischer Dichter. Man kann ihn dem Aristophanes vergleichen, liest man seinen „romantischen Oedipus". Indeß, er hat nur eine einseitige Richtung und existirte „der romantische Oedipus" nicht, man würde ihm den Dichter-Namen streitig machen können, denn in allen seinen anderen Schöpfungen tritt das erhabene dichterische Gefühl in den Hintergrund. Er giebt sich Mühe, in die Fußstapfen der alten Tragiker zu treten, aber der Graf schlägt dem Dichter stets in den Nacken und man kann schon von ihm sagen: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt." Das Metrum in dem vorliegenden Drama hat nicht eine Spur von der Musik des Platen'schen „Oedipus." Man denke nur an die eine Strophe des Chors:

Auf, auf, o Genossen! umtanzt ihn rings
Und die Hymne beginnt, die gewaltige, die
Wie ein Bote des Glücks, wie ein Amor, der keck
Von dem Idagebirg Ganymeden geraubt,
Die Gestirne vorbei, sich siegstolz wiegt
Auf silbernen Schwingen des Wohlklangs!

und man wird sich wundern, wenn man auf Verse stößt, wie S. 15, V. 10:

Und alle Häfen, die in Apulien.

der Vers nimmt sich seltsam unter den fünffüßigen Jamben aus. Weiter S. 27, V. 11:

Die Lagune drohend uns umzingelte.

Will er hier das Umzingeln metrisch andeuten und glaubt er deßhalb im Dialog den fünffüßigen Jambus aufgeben zu können? S. 28, V. 1 heißt es:

Die Belagerer selbst und schloß in Gioppias Bucht.

Um den fünffüßigen Jambus, der in dem ganzen Gedichte vorwaltet, herauszubekommen, müßte man hier lesen:

Die Belag'rer selbst u. s. w.

Das wäre doch wahrlich keine Reinheit des Metrums.

Diese Unregelmäßigkeiten, die mitunter mitten im Versbau reine Prosa bieten, laufen durch das ganze Drama fort. So heißt es S. 29, V. 1 und 2:

Zur ungewohnten Stunde ladet Euch
Die Signoria. Die Gefahr des Staats gebeut's.

Man lese den zweiten Vers und man wird irre an dem Formsplitterrichter Platen werden, der in seinem Oedipus von „holprichtem Versbau" spricht und eben deßhalb beinahe allen neueren Dichtern den Fehdehandschuh hinwarf.

Dr. Beurmann.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 31. Oktober. (Zum Erstenmale wiederholt.) Semiramis, große Oper in zwei Akten, Musik von Rossini.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth, und Publizität.

Nro. 176 Freitag, den 28. Juni 1833.

Er hat Wort gehalten!

„Auf, fauler Bursche, zur Arbeit!" brummte an einem Montage lange vor Aufgang der Sonne der Oberknecht eines Landmannes in dem Dörfchen Monzi, in der Grafschaft Nizza, zur halbgeöffneten Thüre der Kammer hinein, worin der achtzehnjährige Andrea auf einem ärmlichen Strohsacke mit verbundenem Kopfe von den Schlägen ausruhte, die er am Sonntag in der Schenke ausgetheilt und empfangen hatte.

Andrea war elternlos; ein kleiner, dürrer, gelber Kerl in jeglicher Arbeit gewandt, wenn er Lust fühlte, zu arbeiten, was sich jedoch selten ereignete. Der Bader in Monzi betrachtete ihn als seinen beständigen Kunden, der richtig alle Sonn- und Feiertage einen Verband brauchte, und dafür mit der Bezahlung frei ausging, weil er ihm gewöhnlich noch ein halbes Dutzend andere, von ihm blutig geschlagene Köpfe lieferte, welchen der Heilkünstler Andreas Verbandgebühr weislich in die Zeche brachte. Denn Andrea war streitsüchtig, rauflustig und verwegen; zehnmal aus der Schenke hinausgeworfen, drang er zehnmal wieder hinein, und schlug mit abgebrochenen Stuhlfüßen um sich herum, so lang er nur einen Arm bewegen konnte. Der Richter hatte schon alle seine Strafgewalt an ihm vergebens erschöpft, und erklärt, daß hier, so zu sagen, Chrysam und Taufe verloren sey, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, es würde wohl am besten seyn, wenn Andrea bei einem solchen muthwillig herbeigeführten Raufhandel einmal gelegenheitlich den Garaus fände.

Mürrisch schlich der Bursche aus seinem Neste, worin er noch in seinem Sonntagsstaate lag, warf den Spaten über die Schulter, und schlenderte so über die Hausflur. Da kam ihm die Tochter seines Brodherrn, die hübsche Maria, entgegen, die er, ungeachtet ihres Sträubens, bei dem Kopf faßte, und mit Gewalt küßte. Auf ihr Hülferufen sprang Marias bestimmter Bräutigam, der Oberknecht Battista, herbei, und schlug sogleich auf den verwegenen Burschen los. Dem kam dieser Angriff gerade erwünscht; er trug schon lange einen heimlichen Groll gegen seinen Gegner, und fand nun diese Gelegenheit, seiner Fäuste Lust zu machen. Bald hatte er den Gegner zu Boden geworfen, als die Braut in ihrer Angst noch einige Knechte herbeirief, die den Sieger rückwärts packten. Als Andrea sich übermannt sah, zog er ein Stilet aus seinem Busen, und schleuderte es gegen den Oberknecht; da dieser eine schnelle Wendung machte, so schlitzte der Mordstahl nur seinen Arm, sonst wäre er tief und tödtlich in sein Herz gedrungen.

„Bindet den Banditen," schrie Battista, wüthend vor Schmerz und Zorn, „daß er kein Glied mehr rühren kann, und werft ihn dort in den leeren Schweinstall; morgen liefere ich ihn dem Obergerichte zu Nizza aus, damit er durch ewige Galeerenstrafe für seine blutige That büße!"

Dies geschah. Doch Maria's Herz war zu weich, um das quälende Bewußtseyn tragen zu können, einem jungen Brausekopf ein so schreckliches Schicksal bereitet zu haben. Nach Mitternacht schlich sie in den Stall, und sagte: „Andrea, du weißt, was dir bevorsteht; ich will dich jetzt freilassen, wenn du mir bei den sieben Wunden der Mutter Gottes schwörst, diese Gegend für immer zu verlassen, und dich weder an Battista, noch an irgend einem Andern zu rächen. Auch mußt du mir bei deiner Ehre geloben, dich zu bessern; denn es würde mir leid thun, wenn du früher oder später deinem irdischen und ewigen Verderben entgegen gingst." Sie schnitt die Stricke entzwei.

Andrea war von der Großmuth und Herzensgüte des edlen Mädchens so gerührt, daß er bitterlich weinte, ihr zu Füßen fiel, sie um Verzeihung bat, und mit den Worten schloß: „Ich liebte dich, Maria, ohne Hoffnung einer Gegenliebe; dies machte mich wild bis zur Raserei. Nun werde ich Soldat unter den sardinischen Truppen; ich kann gut lesen, schreiben und rechnen; vielleicht bring' ich es bis zum Sergeanten, und dann ist mein Glück im Militär gemacht; dies hab' ich dann Dir zu verdanken, denn du bist der Rettungsengel, den mir der Himmel gesendet hat. Aber fordere keinen Schwur von mir; ungebunden aus freiem Willen, will ich mich bessern; mein Herz denkt an keine Rache; glaube meinen Thränen!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neu-Teutschland.

Die ebenso großartige als freisinnige Idee, an den Ufern des Missisippi und Arkansas ein verjüngtes Teutschland unter dem Schilde der vereinigten Staaten von Nordamerika zu gründen, wo teutscher Sprache und teutscher Sitte Fortbestehen ein geheiligtes Asyl finden, hat in vielen Herzen, selbst unter denen, deren Verhältnisse noch zur Zeit den Anschluß unmöglich machen, einen tiefen, wunderbaren Anklang gefunden. Das ebenso Ueberraschende als Wahre des Gedankens leuchtet ein, das Bedürfniß eines besseren bürgerlichen Zustandes wird gefühlt, und die Ausführung dieses eben so menschenfreundlichen, als patriotischen Plans, sowie die Art und Weise seiner Ausführung, wird vielseitig in niedern und höhern Gesellschaftscirkeln besprochen. Denn schon ein welthistorisches Interesse leitet in diesem Augenblicke mit freudiger Theilnahme unsere Blicke nach Westen hin, wo ein Volk und ein Staat auferblühen, wozu man in dem ganzen Umfange der Geschichte vergebens ein Seitenbild sucht, und wo eine Verfassung aus edelem Bürgersinn und Freiheitsgefühl entstanden, Washingtons unsterbliches Denkmal, alle Theorien und Einwürfe ihrer scharfsinnigsten europäischen Gegner in der Wirklichkeit widerlegt, deren Hoffnung auf vermeinte Trennung der nördlichen von den südlichen Staaten nunmehr gänzlich, und wahrscheinlich auf immer, verschwunden ist. Darum lenkt sich auf Amerika der Blick so Vieler, welche eine Veränderung und Verbesserung ihrer Lage suchen.

An beiden Ufern des Arkansas, im Westen des Missisippi, liegt zwischen dem 33. und 37. nördlicher Breite und dem 13. und 23. westlicher Länge von Washington, jener Theil der vereinigten Staaten, welchen achtungswerthe Männer als ein Neu-Teutschland in die Reihe der ältern Staaten der Union und in die Geschichte der Menschheit einführen wollen. Der Lage nach zu urtheilen, müßte es das Klima von Nordafrika haben. Da indessen das physische Klima mit dem mathematischen, welches durch die Entfernung von dem Aequator bestimmt wird, oft ebensowenig übereinstimmt, als die physischen Jahrszeiten mit den astronomischen; so finden wir hier nur das milde angenehme Klima eines italienischen Himmels, während man glauben sollte, die Hitze von Algier und Aegypten zu treffen. Amerika ist unter gleichen Breitegraden bedeutend kälter, als Europa und die alte Welt. Gegenwärtig schon in seinem Urzustande, wo die ehrwürdigen und dichten Laubdächer der Riesenbäume von Arkansas dem erwärmenden Sonnenstrahl Zugang und Wirkung versagen, ist es nicht das alte Germanien, das sylvis horrida des Tacitus. Und selbst wenn die Schärfe der Art die dichten Wälder gelichtet und die Pflugschaar den trefflichen Boden der Kultur wird geöffnet haben, wird nicht zu befürchten seyn, daß teutscher Fleiß, Sitte und Lebensweise, verzehrt durch die Gewalt eines sengend heißen Klimas, und selbst die höhere Blüthe vaterländischer Gesittung, die hier das Paladium der Freiheit bewahren wollte, zu Grunde gehe. Denn nicht im Sonnenbrande und in der Nähe der heißen Zone wehet der erfrischende Lebenshauch der Freiheit. Die Umgebungen des Arkansas gehören, nach den Berichten von Reisenden, sowohl in Hinsicht der Temperatur des Klimas, als auch der Fruchtbarkeit des Bodens, zu den schönsten und angenehmsten der vereinigten Staaten. Alle Reichthümer der Natur sind im Ueberfluß vorhanden, und niemand bezweifelt mehr das Vorhandenseyn ungeheuerer Schätze aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich in seinem Innern; es giebt Gegenden, wo beinahe jeder Baum oft von 200 Fuß Höhe, 2—3 außerordentliche Weinreben unterstützt, deren Trauben den besten europäischen Sorten nicht nachstehen an Wohlgeschmack und Größe, und deren Wein selbst dem Kapwein an Feuer und Aroma an die Seite gestellt zu werden verdient. Zahllose Heerden von Büffeln, Elenthieren, Rennthieren, wilden Pferden, auch Bären und Wölfe, durchirren die üppigen Wiesen und majestätischen Waldungen. Der Salzreichthum dieses Gebiets ist ausserordentlich und die warmen Heilquellen am Arkansas (Hotsprings) sind, bei einer Hitze des Wassers von 136 Grad Fahrenheit, unstreitig die vorzüglichsten, welche Amerika und vielleicht die ganze Erde besitzt und möchten, ehe ein Jahrzehnt vergeht, so besucht werden, wie die Saratogaquellen am Hudson, und bieten dem Teutschen reichen Ersatz für den Verlust seiner Taunusbäder.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Zu Paris hat die Ermordung eines Spielers, die von sehr geheimnißvollen Umständen begleitet war, großes Aufsehen erregt. Der Mann war in allen Spielhäusern von Paris wohlbekannt, ohne daß Jemand seinen Namen oder seine Wohnung kannte. Man bezeichnete ihn blos mit dem Spitznamen: „Der Advokat," weil man glaubte, daß er früher diesem Stande angehört hatte, auch schien sein Benehmen und seine Art, sich auszudrücken, einen Rechtsgelehrten zu verrathen. Man sah ihn oft mit Summen von 300,000 Fr. in Bankscheinen, und selten mit weniger als 15,000 Fr. zum Spieltische gehen, wo er sich sehr schweigsam benahm, und wegen seines kalten und berechneten Spieles bekannt war. Man sah ihn fast täglich an einem Trente et un Tisch tief in seine Spielberechnungen vertieft, und bemerkte, daß er, so oft Jemand seinem Spielplane folgte, sehr übel gelaunt den Tisch verließ und oft mehrere Tage das Haus nicht wieder besuchte. Eines Morgens fand man ihn in einem finstern Winkel, in der Nähe des Saales Vemadour, neben der Passage Choiseul, todt auf dem Pflaster. Ein Dolchstich in der Seite hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Man hatte in der Nacht ein Geschrei in dieser Gegend gehört und man vermuthet, der Mörder sey hiedurch abgeschreckt worden, den Ermordeten zu plündern, da man bei diesem eine ansehnliche Summe in Banknoten fand. Die Leiche wurde lange Zeit in der Morgue ausgestellt, aber Niemand erschien, um die Identität der Person herzustellen. Man weiß nur so
daß er in einem sehr volkreichen Stadtviertel
wohnte, wo wahrscheinlich auch große
ihm liegen, die von Jenen, die
gend bei Seite geschafft wo
muthet, der Mörder sey

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 300 Donnerstag, den 31. October 1833.

Die beiden Siour.

(Fortsetzung.)

Die Indianer voran, die Schweizer folgend, schlichen die Vier wie Rachegespenster durch die Todtenstille der schlafenden Wildniß, mit dem Sterbegeheul ihrer ersehenen Opfer aus dem bleiernen Schlummer sie zu wecken. Kaskahega war Führer, und Berthold mußte erstaunen über das helle Auge des Wilden, da er an auffallenden Stellen im Walde beim dämmernden Strahl des Mondes bemerkte, daß sie fast denselben Weg nahmen, den er mit ihm vom Feuer der Missuri gekommen war. Welche scharfe Sinne, oder welcher Instinkt der Indianer! Als sie mit der größten Vorsicht eine halbe Stunde gegangen waren, standen plötzlich die Siour still, und Kaskahega rief leise: „nun wieder Schlange!" Berthold erklärte Günthern die Bedeutung des Ausdrucks, und Beide fingen an zu kriechen wie die Indianer. So kamen sie, nach öfterer Rast, dem fast erloschenen Feuer ihrer Feinde ganz nahe, und konnten mit angestrengtem Auge einzelne Gegenstände erkennen; für einen glücklichen Angriff herrschte aber zu viel Dunkelheit, Kaskahegas List half bald dem Uebel ab. Er begann natürlich wie ein Wolf zu heulen, daß erschrocken einige Krieger aus dem leichten Schlaf auffuhren, und zur Verscheuchung des Unthiers Holz in Feuer warfen, welches darauf hell auflohderte. Einer von denen, die das Feuer angeschürt hatten, riß nun einen Brand aus demselben, und schleuderte ihn ins Dickicht, worauf Kaskahega wieder ein Geheul erhob, das ganz so verhallte, als ob ein Wolf die Flucht ergriffe. Der Missuri schien beruhigt, und kehrte zum Feuer zurück. Nun sahen die Schweizer deutlich die ganze Scene, doch zählten sie der Krieger nur sechs, und konnten, so sehr sie auch ihr Sehorgan anstrengten, keinen Schatten von ihrer unglücklichen Schwester wahrnehmen. Einen Augenblick bemächtigte sich ihrer ein dumpfes, ängstliches Schmerzgefühl. Die Zeit war aber zu kostbar, und sie trösteten sich mit der Versicherung der Siour, daß die Arme von den Missuri nicht getödtet worden wäre, da sie keine Veranlassung dazu gehabt haben konnten. Schärfer blickten sie nun nach dem Feuer hin, um ein Ziel für ihre Röhre zu suchen, wenn der Siour das verabredete Zeichen hören lassen würde. Sie hatten in der That unter ihren Feinden zu wählen, denn die Körper aller sechs Wilden gaben in ihren ungedeckten Stellungen ein gleich sichres Ziel für ihren Schuß ab. Fünf derselben lagen zusammengerollt wie ein schlafender Bär um das Feuer, und gaben den ganzen Leib dem Geschosse bloß; der Sechste, welcher den Feuerbrand gegen den vermeinten Wolf geschleudert, hatte sich niedergekauert, und schien, nach der Haltung seines Kopfes, mit leisem Ohr in die Nacht zu lauschen. Auf diesen richtete Günther sein Rohr, und Berthold wählte den nächsten Wilden an ihm zum Ziel. Die beiden Brüder hielten sich dicht zusammen, um sich gegenseitig bei einem unerwarteten Angriff zu unterstützen, und hatten ihre Streitärte zurecht gelegt, um sie nach geschehenem Schuß gleich ergreifen zu können, und sich auf die Feinde zu stürzen. Sie ließen, nachdem sie die Schußlinie mit dem Auge gefaßt hatten, den linken Arm etwas ruhn, damit er desto fester sey im wichtigen Augenblick; doch spielte nach Schützen Weise der Zeigefinger der rechten Hand leicht mit dem Abzug des Rohres, und ihr Ohr spitzte sich scharf, um auf jede Bewegung der Siour zu lauschen.

Diese hatten sich inzwischen wie kriechendes Gewürm dem Feuer ihrer Feinde bis auf wenige Schritte genaht, und machten mit einem so leisen Geräusch, als ob nur der Nachtwind im Grase flüstere, die Runde um dasselbe. Kaskahegas Auge entdeckte bald das wenig versteckte Moosbett, worauf Else lag, und sah auch dabei Heneskas Gestalt sich bewegen, die er irrthümlich für die des Krokodils hielt. Heneska war durch das erhobene Wolfsgeheul des Siour von seinem leisen Schlaf erwacht, und schaute besorgt um Else mit spähendem Auge in das nahe Dickicht, da sein scharfes Ohr das leise Geräusch vernahm, welches das Kriechen der Siour veranlaßte. Er verhielt sich indessen ruhig, um den Schlummer des Mädchens nicht zu stören, und lauerte mit funkelndem Auge wie ein listiger Panther auf die Annäherung des vermeinten Raubthiers, es durch einen festen Wurf mit seinem Tomahawk zu erlegen. Else schlief jedoch nicht, sie wachte mit halbgeschlossnen Augen, da ein schwerer Traum ihren Schlummer gestört hatte. Auch sie vernahm das Geräusch der sich nahenden Siour; doch war sie zu wenig mit der List und Behendigkeit der Indianer bekannt, um darin etwas anders, als das Flüstern des Nachtwindes im hohen Kraut zu erkennen. Aengstliche Gedanken, eine Folge des Trau-

Digitized by Google

mes, beunruhigten aber ihre Seele, und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. Heneska hörte ihn, und legte beruhigend die Hand auf ihr Haupt, wobei er ihr zugleich einen Wink gab, kein Geräusch zu machen, denn seine indianische Natur wünschte das Raubthier listig zu erlegen. Kaskahega war so nahe gekrochen, daß nur ein einzelner dichter Strauch ihn von Heneska schied, er konnte den Körper desselben deutlich erkennen, ohne wieder gesehen zu werden, und maß schon die Entfernung des Sprunges mit dem Auge, den er plötzlich auf seinen Feind machen wollte, ihn zu umwinden; Espetonga befand sich dicht hinter ihm. Das Krokodil lauschte, auf dem Bauche liegend, mit untergestützten Ellbogen im tiefen Laube, da es auch durch das Wolfsgeheul aus dem Schlafe geschreckt worden war; doch ahnte es nicht die Nähe seiner Feinde und vernahm nicht das Geräusch der Siour, da sein sonst so leises Ohr noch betäubt von der Erschütterung war, die der Wurf Heneska verursacht. Das Scheusal konnte zum Unglück von den Siour nicht gesehn werden, weil der Schein des Feuers ihr Auge bei der Annäherung blendete, dazu die Stelle ganz im Dunkeln lag, wo es sich befand, und dasselbe sich tief in Laub verscharrt hatte, um die Hitze zu kühlen, welche in seinen Adern von dem wiedergekehrten Wundfieber brannte.

Jetzt deuchte den Siour der Moment da zu seyn, sich auf ihre Feinde zu stürzen. Kaskahega gab plötzlich mit vorgehaltener Hand den Eulenruf als Zeichen von sich — schoß wie eine Boa auf seinen Feind, und umschlang ihn wüthend — die Röhre der Schweizer knallten aus dem Hinterhalt — zwei Wilde stießen den gellenden Todesschrei aus — fuhren hoch empor, und stürzten ins Feuer, daß es fast davon erlosch. Das Krokodil zog sich vor Schreck krampfhaft zusammen, und war einen Augenblick ohne Besinnung. Bald kehrte diese zurück, und mit ihr stieg dem Unhold wie ein Blitzstrahl der Gedanke auf, daß er unentdeckt geblieben sey. Er beschloß daher in seinem Versteck zu lauern, und sich eine gewisse Beute zu ersehn.

Indeß Heneska und Kaskahega wie ein paar feindliche Schlangen in der Wildniß mit einander rangen, stürzte sich Espetonga auf die übrigen Missuri, mit welchen die beiden Schweizer im rasenden Kampf waren; sein Tomahawk spaltete den Schädel eines Wilden, der Berthold umklammert hielt, und sich den Augenblick zu ersehen schien, sein Todesmesser in dessen Brust zu stoßen. Günthers kräftiger Arm hatte gleich beim ersten Vorbrechen mit einem schwetternden Streich einen Missuri niedergestreckt und zwang einen Andern, der ihn mit wildem Geheul angriff, als Verwundeter die Flucht zu nehmen. Er wandte sich gegen den Letzten, der mit einem wüthenden Anlauf ihn über den Haufen warf, ungeachtet er dabei eine Wunde von seiner Hand empfing, und Beide rangen nun auf der Erde mit einander. Schon kniete ihm Günther auf die Brust, und Espetonga, hinzugeeilt, zückte eben sein Messer zum Todesstoß über den knirschenden Feind, als plötzlich Kaskahegas dumpfes Geschrei das Ohr des Bruders traf, und seinen Arm aufhielt. Er eilte ihm zu Hülfe, aber — zu spät. Das Krokodil war aus seinem Hinterhalt im Gebüsch leise an die Kämpfenden geschlichen, und hatte teuflisch im Dunkeln auf den Ausgang gelauert.

(Schluß folgt.)

Ludwig der Eilfte.

Trauerspiel von Casimir Delavigne.

Bei der gegenwärtigen Sterilität unseres Schauspielrepertoirs ist die Erscheinung eines werthvollen Stückes um so erfreulicher, je seltener sie ist. Herr Weidner verdient daher den Dank der Theaterfreunde, daß er für sein auf nächsten Montag, den 4. November, festgesetztes Benefiz eine zweckmäßige Wahl getroffen, indem er zu diesem Endzwecke das bekannte, auf den Pariser Theatern mit Beifall aufgenommene und darauf für die deutsche Bühne bearbeitete Trauerspiel von Delavigne, Ludwig XI., zur Aufführung gebracht hat. Durch eine solche Wahl ehrt der Künstler das Publikum, dessen Theilnahme Herr Weidner bei gegenwärtiger Gelegenheit sich um so versicherter halten darf, da man schon aus Ludwig XI. in Peronne, von Auffenberg, weiß, welch' ein ausgezeichnetes und gewiß meisterhaftes Charakterbild dieses ächt dramatischen Königs unser verdienter Weidner darzustellen versteht. Man darf mit Gewißheit einer vorzüglichen Ausführung dieser neuen und interessanten Charakterrolle entgegensehen.

Um das Verständniß und die Würdigung des besagten Trauerspiels zu fördern, halten wir es für zweckmäßig, den Lesern unseres Blattes vorläufig einige Bemerkungen über den Charakter und die letzten Lebenstage Ludwig XI. mitzutheilen, sowie sie auf den Inhalt des Trauerspiels in der Kürze aufmerksam zu machen. Diese historischen Vorbemerkungen entnehmen wir der trefflichen Geschichte Ludwig XI., herausgegeben von dem Grafen von Segur. Da das Trauerspiel von Delavigne die letzten Tage des berühmten Königs umfaßt, so schließen wir unsere Notizen diesen Momenten an.

Welch trauriges Gemälde, erzählt der Graf von Segur, stellt sich den Blicken des Fremden dar, der, durch den Ruf des reichsten, des mächtigsten Monarchen Europas angezogen, sich diesem schrecklichen Schlosse Plessis-les-Tours, wo Ludwig XI. sich eingesperrt hatte, näherte! Nachdem man ein unfruchtbares, unangebautes Feld durchgangen, in welchem, nach Comines, zehntausend Fußangeln gesäet waren, um es für die Reiterei unzugänglich zu machen, kam man in eine lange, auf beiden Seiten mit einer doppelten Reihe eiserner Ketten eingefaßte Allee, welche das Volk die kleinen Mädchen des Königs (les filettes du roi) nannte; zwischen diesen sah man eine lange Gasse von Galgen, woran man mit Schrecken ganze Reihen aufgehängter Leichname erblickte.

Hier wandelte der wilde Tristan mit seiner Bande Meuchelmörder herum, erspähete mit Unruhe, die Blicke, die Geberden, die Worte der Unklugen, welche ohne Befehl diese furchtbare Einschließung überschritten hatten, und den Argwohn des Tyrannen erweckten. Wenn man dieses Feld des Todes verließ, so konnte man mit jedem Schritte in eine Schlinge gerathen. In der Ferne erblickte man hohe Thürme, tiefe Gräben, dreifache Mauern, die Vormauern der königlichen Wohnung, mit eisernen Spitzen versehen.

Eine ängstliche Stille herrschte daselbst. Manchmal nur, wenn die Schatten der Nacht die Erde bedeckt hatten, wurde diese Stille durch das Geschrei eines Unglücklichen

Digitized by Google

unterbrochen, welcher schnelle Hülfe erflehte. Dieser Unglückliche war Ludwig XI. Das leiseste Geräusch, die Phantasien irgend eines wunderlichen Traums, unterbrachen plötzlich seinen unruhigen Schlaf. Er sprang halb nackt aus dem Bette, nahm eine Lanze in die Hand, und rief in seiner Angst seine Leibwachen unter die Waffen, denen er ihre Nachlässigkeit vorwarf: während diese längs der Wälle sich alle Viertelstunden einander zuriefen und antworteten, und auf diese Weise ihre Wachsamkeit an den Tag legten.

Bei dem Angstruf des Fürsten hörte man die Glocken läuten, man sah die Bogenschützen, die Schweizer, die schottischen Leibwachen herbeieilen; eine Menge von Mönchen, Priestern, Ordensgeistlichen stimmten Gebete zum Heile des Monarchen an. Zahlreiche Rundwachen verließen die Mauern, durcheilten die Felder, verfolgten, verhafteten und metzelten die Bauern, die unglücklichen Hirten nieder, welche durch ihre Unvorsichtigkeit, oder durch Zufall, diesen thätigen Nachforschern in die Hände fielen.

Dieser unbarmherzige Eifer verbannte nur auf Augenblicke die Schreckbilder Ludwigs. Die Soldaten, die Diener, welche für seine Sicherheit wachten, wurden selbst die Gegenstände seines Argwohns und seiner Furcht. Sein Vertrauen war eben so gefährlich, als sein Haß. Wer heute in seiner Gunst lebte, konnte am andern Tage von ihm zum Richtplatze oder in den Kerker geschickt werden. Er wechselte fast täglich seine Diener und seine Wohnung. So war der bejammernswerthe Zustand dieses Fürsten im Augenblicke, wo er den fürchterlichen Weg antreten sollte, wodurch er für immer von seiner Krone, seinen Reichthümern, seiner Macht getrennt und in eine unbekannte Zukunft geschleudert wurde.

Nichts war im Stande, sein Fieber zu lindern und seinen Wahnwitz zu besänftigen; ein einziger Mensch indeß hielt ihn in seiner Hitze auf, und wagte es, mit ihm im Tone des Herrn zu sprechen: dies war sein Arzt Jacob Cottier. In dem Wahn, sein mattes Daseyn hinge von diesem unverschämten Menschen ab, unterwarf er sich ihm, überschüttete ihn mit Gold und Geschenken, gab seinen Launen nach und duldete ohne Murren seine härtesten Worte. Nichts desto weniger sich seiner Anhängigkeit schämend, entschlüpfte ihm manchmal eine Drohung; der kühne Aesculap beschwor diesen Sturm alsdann mit der Drohung, ihn zu verlassen. Eines Tages sagte er ihm selbst: „Ich weiß recht wohl, daß Ihr Euch meiner an einem Morgen entledigen wollet, gleich so vielen Andern; aber ich habe meine Maßregeln genommen, und ich schwöre beim großen Gotte, daß Ihr mich nicht drei Tage überleben werdet.“ Dieser gierige Quacksalber erhielt von ihm, sagt man, im Laufe eines Jahres mehr als hunderttausend Goldthaler.

Die Chroniken melden, dieser habe ihm die allerzusammengesetztesten und stärksten Mittel beigebracht, und habe ihn selbst überredet, daß er seine Jugend und seine Kraft wieder erlangen könne, wenn er sich in dem Blute einer großen Anzahl unglücklicher Kinder badete, die man, um diesen scheußlichen Zweck zu erreichen, vorher erwürgt habe. Diese Fabel, unter die Zahl der bösen Gerüchte gehörend, beweist, bis zu welchem Grade der öffentliche Haß den beleidigendsten und unwahrscheinlichsten Dingen, auf Rechnung eines verabscheuten Fürsten verbreitet, Glauben schenken kann.

Manchmal, wenn Ludwig ruhiger geworden war, und sich bei seiner finstern Schwermuth zerstreuen wollte, befahl er den Landleuten und jungen Hirten der benachbarten Dörfer, an einem bestimmten Tage unter den Mauern des Schlosses zu tanzen. Aber die Gegenwart des Tyrannen, die Furcht vor dem Kerker, der Anblick der Galgen machten diese Unglücklichen vor Furcht erstarren. Ihre gezwungenen Tänze, ihre unnatürliche Fröhlichkeit bildeten einen seltsamen Widerspruch mit den Tönen der Flöten und ländlichen Instrumente: dieses Schauspiel war mehr geeignet, die Furcht zu vermehren, als zu beschwichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten zur Geschichte des Tages.

Der Bote von Tyrol meldet aus Nauders vom 3. Okt.: Schon seit ein paar Wochen halten sich (wie schon kurz erwähnt wurde) im Landgerichtsbezirk Nauders, vorzüglich im Rojerthale, drei Bären, ein alter und zwei junge, die jedoch beinahe so groß sind als der alte, beisammen auf und haben schon manchen Schaden, vorzüglich unter den Schafen, angerichtet. In der Nacht vom 30. v. M. auf den 1. d. M. haben diese Bestien sogar auf offnem Felde, auf den Graunermösern, Schafe erlegt. Auf diese Nachricht hat sich am 1. d. Mts., Nachmittags, A. Schöpf, Bauersmann auf dem zur Gemeinde Graun gehörigen Klapeithofe, in das ober diesem Hofe gelegene Gebirge begeben, um seine dort auf der Weide befindlichen Schafe zu sammeln und in Sicherheit zu bringen. Nachdem er seine Schafe wirklich aufgefunden hatte und bereits auf dem Heimwege begriffen war, sah er einige Schritte ober ihm drei Thiere den Berg hinansteigen, die er bei schon einbrechender Dämmerung für schwarze Schafe hielt. Er wollte auch diese Schafe, um sie vor der Nachstellung der in der Gegend befindlichen Raubthiere zu sichern, mit sich nehmen, näherte sich den vermeinten Schafen und sah zu seinem nicht geringen Schrecken, daß es die drei Bären seyen. Da er bemerkte, daß diese Thiere langsam den Berg hinaufgingen, wagte er es, ihnen nachzugehen, mit dem Vorsatze, sie auf die andere Seite des Gebirges zu treiben, um sie von der Nähe seines Hofes zu entfernen. Eine geraume Strecke ließen sich diese Thiere forttreiben, bis sie zu einer auf zwei Seiten geschlossenen Felsenwand kamen, wo sie keinen Ausweg mehr hatten. Da standen die vorausgehenden jungen Bären plötzlich stille, worauf sich der alte umwandte, mit einem fürchterlichen Gebrülle auf seinen Gegner losstürzte, ihn mit der Pfote in der Bauchgegend erfaßte und ihm daselbst eine solche Wunde aufriß, daß das Netz und die Gedärme herausbingen. Dessen ungeachtet wand er sich von diesem rasenden Thiere los, floh über das Gebirge hinab; aus Schwäche und Eilfertigkeit stürzte er aber und richtete sich durch diesen Sturz noch jämmerlicher zu. Die Bären blieben zwar zurück, er arbeitete sich in unsäglichen Schmerzen, beständig um Hülfe rufend, noch ein Stück bergabwärts fort, sank endlich erschöpft in seinem Blute unmächtig nieder, wurde sodann von den herbeieilenden Leuten in seine Wohnung getragen

Digitized by Google

wo er sich in etwas erholte. Er befindet sich unter der Hand des Arztes, man erwartet aber stündlich sein Hinscheiden. Die Verfolgung dieser gefährlichen Raubthiere durch abgesandte Jäger und Standschützen war bisher fruchtlos.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, 2n. Okt.

Die großherzogliche Provinzialdirektion zu Mainz hat kürzlich folgendes Ausschreiben an sämmtliche Bürgermeister unserer Provinz erlassen:

„Der Ausschuß der Weinbausektion des allgemeinen landwirthschaftlichen Vereins von Rheinhessen hat uns durch das Organ des Präsidenten dieses Vereins ersucht, dahin zu wirken, daß eine eigene Wingertspolizeiordnung sowohl noch für die bevorstehende Weinlese, wie auch für die Zukunft, erlassen werden möge und zwar aus folgenden Gründen; nämlich:

„„Die seit einigen Jahren in verschiedenen Gemeinden der Provinz mit gutem Erfolg angestellten Versuche, durch Ausbrechen oder Auslesen der Trauben und durch Spätherbsten, die Weine zu veredeln, würden besonders dadurch erschwert, daß die Weingutsbesitzer sich nach dem allgemeinen Herbstdatume ihrer Gemeinde richten müßten; dem bisherigen Gebrauche gemäß dürften nämlich die einzelnen Eigenthümer, so lange die Weinberge geschlossen blieben, d. h., die allgemeine Lese nicht eingetreten sey, die frühreifen und oft schon in Fäulung übergegangenen Trauben nicht ausbrechen. Hierdurch entsteht großer Schaden, weil die Trauben entweder ausrinnen oder durch Fäulniß gänzlich zu Grunde gehen würden.

„„Es könne daher zuweilen richtig seyn, daß dem betreffenden Eigenthümer eine Vorlese zum Ausbrechen der überreifen resp. faulen Trauben gestattet werde.

„„Noch öfter aber ereigne es sich, daß das längere Hängenlassen der Trauben den entschiedensten Nutzen gewähre; wolle nun der Eigenthümer bei den jetzt üblichen Einrichtungen später herbsten, um den höchsten Grad der Reife abzuwarten, so müsse er seine Weinberge entweder der gewöhnlichen Hut der Feldschützen anvertrauen oder sie auf seine Kosten besonders hüten lassen.

„„Abgesehen davon nun, daß ein solcher Privatschutz selten oder niemals den Zweck vollkommen erreiche, indem die entstehenden Frevel entweder andere Unordnung verursachen oder gar nicht reprimirt würden, so sey es auch meistens unmöglich, sich eine vollständige Sicherheit zu verschaffen, weil die Weinberge durchgängig wieder offen seyen und die noch nicht abgelesenen Wingerte dem Heere von Stopplern und Naschern eine zu reiche und verführerische Erndte darböten, als daß sie sich eines Eingriffs so leicht enthalten könnten.

„„Ferner sey in Betracht zu ziehen, daß das Stoppeln in den Weinbergen überhaupt sehr nachtheilig auf die Kultur einwirke, denn der Boden werde festgetreten, die Beholzigung beschädigt und nur zu häufig würden tragbare Reben, ja, ganze Stöcke zerbrochen und zerstört.““

Der Weinbausektionsausschuß hat daher, sowohl in Erwägung aller dieser Umstände, als auch in weiterem Betracht, daß die rheinhessische Gesetzgebung die Freiheit und den Schutz des Eigenthums gleichmäßig begünstige, daß jedoch das allgemeine Interesse durch die Bedürfnisse oder Neigungen des Einzelnen nicht gefährdet werden dürfe und daß eine abgeschlossene strenge Hut der Weinberge niemals zu viel befördert und gehandhabt werden könne; daß es aber auch unbillig wäre, die Gesammtheit der Gutsbesitzer einer Gemarkung an den Kosten von Maßregeln Theil nehmen zu lassen, welche lediglich nur den Nutzen Einzelner bezweckten, die nachstehenden polizeilichen Bestimmungen als diejenigen in Vorschlag gebracht, wodurch der Zweck seines Antrags am sichersten sich erreichen ließe, nämlich:

1. In den Weinorten der Provinz Rheinhessen soll von den großh. Bürgermeistern auf Anzeige und Verlangen einzelner Weingutsbesitzer vor dem Beginne der allgemeinen Weinlese und während der Dauer der abgeschlossenen Hut, die Vorlese, zum Behufe des Ausbrechens überreifer oder fauler Trauben, gestattet werden, jedoch nur unter der speziellen Aufsicht eines Mitglieds des Ortsvorstandes oder Gemeinderaths oder eines hiezu kommittirten öffentlichen Feldschützen.

2. Die Weinberge sollen entweder allgemein oder nach einzelnen Distrikten und Gewannen geschlossen bleiben, so lange noch Trauben, zum Behuf des Spätherbstes, im Felde hängen. Kommen jedoch in solchen geschlossenen Distrikten Feld- oder Wingertsgeschäfte vor, so müssen die Arbeiter dem Ortsvorstande wenigstens eine Stunde vor dem Hinausgehen die Anzeige davon machen, damit die Schützen angewiesen werden können, die beschäftigten Personen vorzugsweise zu bewachen.

3. Kindern unter 16 Jahren soll während der ganzen Dauer der geschlossenen Weinbergshut untersagt bleiben, ohne Begleitung ihrer Eltern, Vormünder oder sonstiger Vorsteher die Weindistrikte zu betreten.

4. Die besonderen Kosten der Aufsicht bei der Vorlese und der verlängerten abgeschlossenen Hut sollen von den interessirten Eigenthümern getragen werden.

Zu dem Ende haben die Ortsvorstände von denjenigen Personen, welche diese Vortheile benutzen wollen, schriftliche Soumissionen ausstellen zu lassen, damit eine Erhebungsliste über jene Kosten, in gewöhnlicher Form gefertigt, durch den Gemeindeeinnehmer nach dem Herbste erhoben und an die Aufseher und Schützen, auf Anweisung des Bürgermeisters, ausbezahlt werden können.

5. Da es jedem Privaten gesetzlich frei steht, sein Grundeigenthum durch eigene Schützen auf seine Kosten bewachen zu lassen und der Fall eintreten könnte, daß einzelne Weingutsbesitzer, entweder für sich allein oder in Verbindung mit andern, von dieser Befugniß Gebrauch zu machen wünschten, so wären die Ortsvorstände anzuweisen, dergleichen Maßregeln durch alle Mittel der Munizipalgewalt zu befördern und zu unterstützen.

6. Das Stoppeln in den Weinbergen bleibt, auch nach völlig beendigtem Herbste, untersagt.

7. Zuwiderhandelnde gegen diese Anordnung verfallen in eine einfache Polizeistrafe und sollen auf gewöhnlichem Wege verfolgt werden.

Da die Erfahrung wirklich schon mehrfach gelehrt hat, daß sowohl das Vorlesen, wie auch, nach Umständen, das längere Hängenlassen der Trauben den Weinproduzenten einen nicht unbedeutenden Vortheil gewährt hat, so können wir den vorstehenden Anträgen nur unsere volle Zustimmung ertheilen. Damit dieselben aber auch, in Uebereinstimmung mit der bestehenden Gesetzgebung, zur Ausführung gebracht werden können, ist es erforderlich, daß eine solche ortspolizeiliche Verordnung von Ihnen ausgeht und von uns genehmigt wird.

Wir tragen Ihnen daher auf, nach vorheriger Besprechung mit den Mitgliedern des Gemeinderaths und einigen der höchstbesteuerten Weinbergsbesitzer eine Polizeiverordnung, welche etwa die oben angeführten Bestimmungen und Maßregeln und die Ihnen noch weiter nöthig scheinenden enthält, zu entwerfen und dieselbe unserer Genehmigung, jedoch noch so frühzeitig zu unterlegen, daß sie noch vor der diesjährigen Weinlese verkündigt und während derselben, da wo es nöthig ist, vollzogen werden kann."

Berichtigung.

Man bittet, in Nummer 296 dieser Blätter folgende Druckfehler zu berichtigen:

In dem Aufsatz „Gallerie hiesiger Dramatiker" muß es heißen: Aufgestellt von W. Fleuß — anstatt Reuß.

Ferner S. 3, Sp. 2, Z. 19 v. o. statt Mirza l. Myrrha.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, den 31 Oktober. (Zum Erstenmale wiederholt.) Semiramis, große Oper in zwei Akten, Musik von Rossini.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google